Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 13 | Marburg i. H., den 29. März | 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Das Urteil der Masse — Licht vom Osten: 2. Der sakrale Begriffsschatz des griechischen Ostens und des Urchristentums — Der Prozeß Jesu und Dr. Max Nordau: 1. Die These Nordaus; 2. Die Autoritäten Nordaus — Aus der Vergangenheit des Protestantismus: 1. Die Gegenreformation in den österreichischen Erblanden. Schluß — Zolas Fécondité — Fall Weingart Schluß? — Verschiedenes: Der Kampf um die Unsittlichkeit; Die Jahrhundertfeier der Akademie der Wissenschaften; Die Leitung der Täglichen Rundschau — Anzeigen

Das Urteil der Masse

Da antwortete nun der Landpfleger und sprach zu ihnen: Welchen wollt ihr unter diesen zweien, den ich euch soll losgeben? Sie sprachen: Barrabam. Pilatus sprach zu ihnen: Was soll ich denn machen mit Jesu, von dem gesagt wird, er sei Christus? Sie sprachen Alle: Laß ihn kreuzigen!
Matthäus 27, 21 f.

Ohne einen lebendigen Glauben an die Macht der Gerechtigkeit ist Pilatus zu schwach, als unparteiischer Richter sein Urteil über Jesus zu fällen. Er läßt sich auf den Standpunkt seiner Ankläger drängen und behandelt den unbequemen Prozeß als eine politische Angelegenheit. In der Politik entscheidet der Erfolg. Was wird der Erfolg seines Urteils über Jesus sein, mag es nun auf „schuldig" lauten oder auf „schuldlos"? Darüber ist Pilatus völlig im Dunkeln. Er kannte die Stimmung das Volkes nicht. Reichte der Einfluß Jesu und seiner Anhänger so weit und tief, daß ein Aufruhr zu fürchten war, wenn er verurteilt wurde? Hatte die Feindschaft der Hohenpriester und Pharisäer gegen ihn ihren Rückhalt an der Volksstimmung, daß seine Freisprechung der Anstoß zu ernsten Unruhen werden konnte? Auf diese Fragen findet Pilatus keine Antwort. Wie atmet er auf, als sich ihm plötzlich Gelegenheit bietet, die verhängnisvolle Entscheidung von sich abzuwälzen und auf das Volk zu schieben! Eine wachsende Menschenmasse sammelt sich vor dem Richthause. Sie ist gekommen, um alter Sitte gemäß für einen Gefangenen zum Osterfest um die Freiheit zu bitten. In ihre Hände will Pilatus das Gericht über Jesus legen. Er stellt neben Jesus, der des Aufruhrs angeklagt wurde, den Barrabas, der als Aufrührer und Mörder verurteilt war, und läßt ihnen die Wahl: „Welchen wollt ihr, daß ich euch losgebe? Barrabas? oder Jesus, von dem gesagt wird, er sei Christus?"

Erschütternde Ironie der Geschichte! In der Zeit der ersten Liebe zwischen Israel und seinem Gott hat Moses, der gewaltigste Prophet der Vergangenheit, dem Volk die ernste Gottesfrage ins Gewissen gerufen: Ich nehme Himmel und Erde heute über euch zum Zeugen. Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß ihr das Leben erwählet. Oft genug ward es wieder an den Wendepunkten der Jahrhunderte durch seine großen Gottesmänner vor dieselbe Entscheidung gestellt. Nun klingt dieselbe göttliche Gewissensfrage stark und hell durch die halb spöttische und halb ängstliche Frage des Pilatus hindurch: Jesus oder Barrabas? Noch einmal — zum letzten Mal — stellt Gott dem Volk die Entscheidung über seine Zukunft anheim, und sein Herold muß der spottende Heide sein. Aber das Volk ist taub gegen die Stimme seines Gottes. Die Masse ist nicht frei in ihrer Wahl; sie ist in den Händen ihrer Leiter. Mit der Leidenschaft des Hasses und der Entschlossenheit des Fanatismus drängen sie auf eine Wahl nach ihrem Sinn. „Barrabas" antworten sie auf die fragenden Blicke ihrer Vertrauensmänner; „Barrabas" schärfen diese eindringlich den Unentschiedenen ein; „Barrabas" ruft es vereinzelt aus dem summenden Stimmengewirr; „Barrabas" fallen andere Stimmen lärmend ein, und immer stärker anschwellend schäumt die Bewegung der Masse über in dem allgemeinen, tosenden Geschrei: „Barrabas!" Die für Barrabas sich heiser schreien, haben für Jesus Nichts übrig als das Kreuz. Alle Besinnung ist untergegangen in den stürmischen Wogen blinder Leidenschaft. Sie wissens selbst nicht, warum sie in ungezügelter Wut das Blut des Andern fordern. „Kreuzige, kreuzige ihn!"

„Welch einen Mangel an Auge für den ewigen Adel, welch schmutzige Anhänglichkeit an erfolgreiche Scheingrößen, welchen Hochverrat gegen die höchste Thatsache zeigt eine solche Abstimmung in diesen Menschen an! Denn es war der Gipfelpunkt einer langen Reihe von Abstimmungen, sie und ihre Väter hatten schon lange so gestimmt. Ein seltsames Volk, das zugleich solche göttliche Männer hervorbringen und sie dann so steinigen und kreuzigen konnte, ein schreckliches Volk von Anfang an!" So Carlyle. (Sozialpolitische Schriften. Band 2. Göttingen 1896. S. 96.)

Aber ist diese Abstimmung wirklich etwas ganz Unerhörtes? Durfte man von der erregten Masse überhaupt eine andere Entscheidung erwarten? Wann hätte die Masse durch ihr Urteil jemals das Gute verteidigt und das Recht geschützt? Wenn einer Versammlung die zielgerechte Leitung und die gesetzliche Ordnung fehlt, geben immer die niedrigen Leidenschaften, die gemeinen Instinkte den Ausschlag. Niemals hat sie ein Auge für den ewigen Adel einer lauteren Persönlichkeit; immer läßt sie sich hypnotisieren durch den Eindruck einer That, die ihren selbstsüchtigen Wünschen Erfüllung verheißt. Immer zeigt sie ihre Wahlverwandtschaft mit Barrabas, dem Mann der Gewalt, und stößt Christus ab, den König der Liebe. Wer nicht aufwühlen will oder kann, was an wilden, dunklen Kräften in der menschlichen Seele schlummert, wer die Bestie im Menschen nicht zu wecken vermag, der hat bei einer ordnungslosen Volksmasse keine Aussicht auf Erfolg. Da geben den Ton an, die mit dem Mut der Rohheit die Schranken der Zucht und des Rechtes durchbrechen und am lautesten schreien mögen. Wer für das Gute und die Wahrheit eintreten möchte, wird schnell übertäubt; die Unentschiedenen werden ohne weiteres von den Andern mit fortgerissen; unter dem Banne einer dämonischen Suggestion tritt jeder Einzelne mit seiner Stimme ein für eine Sache, die er allein nie gut heißen würde. Ist nicht so angesehen die Volksmenge, die für Barrabas die Freiheit und für Christus den Tod fordert, das treue Spiegelbild jeder Massenversammlung, die durch den Zufall zusammengeführt ist und durch die Willkür regiert wird? Ist ihre Abstimmung nicht menschlich — nur allzu menschlich?

Rolffs

Licht vom Osten

2. Der sakrale Begriffsschatz des griechischen Ostens und des Urchristentums

Daß ich hiermit beginne, ist durch den Aufsatz „Als die Zeit erfüllet war“ in Nr. 51 des vorigen Jahrgangs der Christlichen Welt veranlaßt. Harnack hat hier an einer Inschrift von Priene*) gezeigt, daß die religiöse Sprache des Kaiserkultus überraschende Aehnlichkeiten mit der feierlichen Sprache des alten Christentums zeige, und er hat die These vertreten, daß die Sprache des Kaiserkultus auf die christliche von großem Einflusse gewesen ist.

Diese These war für mich von besonderem Interesse, weil ich früher einmal**) auf die Verwandtschaft des Tones einer sakralen Inschrift aus Stratonikeia in Karien (aus der frühesten Kaiserzeit, zu Ehren des Zeus Panhemerios und der Hekate) mit dem Anfang unsrer zweiten Petrusepistel hingewiesen und sie folgendermaßen erklärt hatte:

> Paulus ist doch sicher nicht der einzige Christ in dem Jahrhundert des Neuen Testaments, der »heidnische« Inschriften gelesen und darüber nachgedacht hat. Die an den Straßen und Märkten, in den Tempeln und auf den Gräbern befindlichen offiziellen und privaten Inschriften werden für die große Mehrheit des lesenden Volkes die einzige Lektüre gewesen sein. Von dem, was wir klassische Litteratur nennen, haben wohl die Meisten kaum jemals Etwas selbst gelesen. Die Führer der christlichen Bruderschaften, die sich litterarisch versuchten, waren in ihrem Wort- und Gedankenschatze durch ihre heiligen Bücher beeinflußt, aber selbstverständlich auch durch die geläufigen Wendungen ihrer Umgebung. Zu den solennen Wendungen des offiziellen liturgischen Sprachgebrauches Kleinasiens möchte ich die besprochenen Ausdrücke der Inschrift von Stratonikeia rechnen.

Im Anschluß an diese Sätze ist dann auf die Inschrift von Halikarnaß aus der frühesten Kaiserzeit aufmerksam gemacht,***) die auch Harnack nach Wilamowitz zitiert hat; aus der formalen Verwandtschaft Paulinischer Stellen mit dieser Inschrift gehe hervor,

> „wie solche Formeln gleichsam von selbst auch anderwärts den Vertretern des neuen Glaubens in die Feder flossen.“

Weiteres Material für die Begründung der These von der Verwandtschaft der christlichen mit der heidnischen sakralen Sprache läßt sich aus den antiken Denkmälern leicht beibringen. Vieles hat inzwischen der englische Historiker W. M. Ramsay zusammengestellt,****) und die Inschrift von Priene ist als neuer wichtiger Beitrag zu begrüßen.

Die Meinung Harnacks, der Apostel Paulus habe nirgendwo an den Kaiserkultus angeknüpft, würde ich mir übrigens nicht ohne weiteres aneignen. Die ganze Frage hängt aufs engste zusammen u. A. mit der Frage nach der Geschichte des Begriffes „Herr.“ Darüber einige Andeutungen.

Seither wußte man, daß Augustus und Tiberius den Titel „Herr“ verschmäht hatten, weil er der römischen Auffassung vom Kaisertum als dem „Prinzipat“ ins Gesicht schlug. „Herr“ ist recht eigentlich orientalisch empfunden; von Alters her sind die Könige des Ostens die „Herren“ ihrer als Sklaven geltenden Unterthanen. Diese Auffassung geht auch durch die orientalischen Religionen, die das Verhältnis der Gottheit zu ihrem Verehrer gern als das Verhältnis des „Herrn“ oder der „Herrin“ zum Sklaven ausdrücken. An unzähligen Beispielen läßt sich das, auch abgesehen vom Alten Testament, nachweisen; bis in die griechische Religion und den Serapiskult hinein finden wir die Nachwirkungen dieser Stimmung: die Schreiber und Schreiberinnen ägyptischer Papyrusbriefe der Kaiserzeit z. B. versichern ihre Adressaten oft ihrer Fürbitte bei dem „Herrn Serapis.“ „Herr“ ist zur Zeit des Apostels Paulus ein in der ganzen östlichen Welt allgemein verständlicher religiöser Begriff. Das „unser Herr Jesus Christus“ des Paulus und den Komplementgedanken, daß die Christen teuer erkaufte „Sklaven“ sind (Luther übersetzt abschwächend „Diener“ oder „Knechte“), hat im griechischen Osten Jeder ohne weiteres in seinem ganzen gewaltigen Sinn verstanden: „Unser Herr“ ist ein echt orientalisch empfundenes göttliches Prädikat.

Nun hat man bis jetzt gewöhnlich angenommen, daß die römischen Kaiser erst von Domitian ab „Herr“ oder „unser Herr“ genannt worden sind. Und das mag richtig sein für Rom selbst und für das Abendland. Im Osten aber hat man, wie jetzt die Denkmäler lehren, schon bedeutend früher begonnen, die Zäsaren mit dem uralten Prädikate der heimatlichen Hofsprache „Herr,“ das seinem Wesen nach einen sakralen Zug hatte, auszustatten. Der spätere Sieg des Dominates über den Prinzipat, letztlich ein Sieg des Orients über das Römertum, kündet sich Jahrzehnte vorher deutlich an. Ich habe für diesen Punkt ein verhältnismäßig großes Material aus Papyri, Inschriften und verwandten Quellen gesammelt, aus welchem hervorgeht, daß es in Aegypten und z. B. auch in Griechenland ganz üblich gewesen sein muß, schon den Kaiser Nero „Herrn“ zu nennen*); sporadisch taucht das zukunftsreiche „Herr“ aber schon bei Claudius und sogar bei Tiberius auf, wie ja auch der erwähnte Protest des Augustus und des Tiberius den Schluß erlaubt, daß man diese Kaiser irgendwann einmal „Herr“ genannt hat.

Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß die Christen des Ostens, wenn sie den Apostel Paulus im Sinne von Philipper 2, 11, 1. Korinther 8, 6 und ähnlichen Stellen predigen hörten, in dem feierlichen Bekenntnis, daß Jesus Christus der Herr sei, einen stillen Protest gegen andere „Herren,“ ja gegen „den Herrn,“ wie man den römischen Zäsar zu nennen anfing, gefunden haben. Und Paulus selbst kann diesen stillen Protest empfunden und beabsichtigt haben. Mehr möchte ich einstweilen nicht behaupten. In der Formel „unser Herr Jesus Christus“ lag jedenfalls später, als in Rom der Dominat über den Prinzipat gesiegt hatte, für die Betrachtungsweise des römischen Beamten etwas überaus Staatsgefährliches, und es dürfte auf der andern Seite nicht zufällig sein, daß nach dem Ausweis ebenfalls der Papyri und Inschriften die christlichen Kaiser das „Herr“ zwar nicht fallen ließen, aber ein anderes griechisches Wort wählten: das Wort kyrios tritt in den griechischen Kaisertitulationen der christlichen Zeit in ganz auffallender Weise hinter dem Worte despotes zurück, als wollte man kyrios dem himmlischen Herrn reservieren.

Daß dem Apostel Paulus der Gedanke an den römischen Kaiser als den „Herrn“ nicht so ganz fern lag, zeigt eine ebenfalls durch die neuentdeckten Denkmäler bekannt gewordene Thatsache. Das Adjektivum, mit dem Paulus 1. Korinther 11, 20 das heilige Abendmahl, das „Herrnmahl,“ bezeichnet, heißt kyriakos. Auch der Sonntag als der „Herrntag“ wird später durch dieses Wort ausgezeichnet, und unser Wort „Kirche“ hängt etymologisch mit ihm zusammen. Manche Gelehrte haben, da sie kyriakos sonst nicht belegt fanden, angenommen, Paulus habe es ad hoc erfunden. Aber die Inschriften und Papyri ergeben, daß kyriakos im offiziellen Sprachgebrauch des griechischen Ostens (in Aegypten und Asien) „den Herrn d. i. den Kaiser betreffend,“ „kaiserlich“ bedeutet.**) Der früheste heidnische Beleg, der mir bekannt geworden ist, eine Inschrift des Präfekten von Aegypten Tiberius Julius Alexander aus der großen Oase, stammt aus dem Jahr 68 nach Christus, also noch aus der Zeit des Paulus. Natürlich kennt der römische Präfekt das Wort nicht aus dem ersten Korintherbrief, sondern aus dem Sprachgebrauch seiner Zeit, aus dem auch Paulus schöpft. Wir haben hier einen sicheren Fall der Herübernahme eines im offiziellen staatsrechtlichen Sprachgebrauch des Ostens üblichen Wortes in den religiösen Wortschatz des Urchristentums, zunächst des Apostels Paulus.

Daß zwischen dem sakralen Begriffsvorrat des griechischen Aegypten, Asien und Europa und dem des Urchristen-

---

*) Sie steht in Band 24 (nicht 23) der Athenischen Mitteilungen.

**) Bibelstudien. Beiträge, zumeist aus den Papyri und Inschriften, zur Geschichte der Sprache, des Schrifttums und der Religion des hellenistischen Judentums und des Urchristentums, Marburg 1895, Seite 277 ff. Ich verweise auch auf die allgemeinen Bemerkungen Seite 77 f.

***) Seite 283 f.

****) The Greek of the Early Church and the Pagan Ritual, in der Zeitschrift The Expository Times vol. X (1898/99), p. 9 ff.

*) Die Stelle Apostelgeschichte 25, 26 kann deshalb nicht als Instanz für eine späte Abfassungszeit der Apostelgeschichte geltend gemacht werden.

**) Belege in meiner Schrift Neue Bibelstudien, Marburg 1897, Seite 44 f.

tums Zusammenhänge vorliegen, kann nicht bezweifelt werden. Aehnliche Beobachtungen können — selbstverständlich — auch in anderen Zeitaltern gemacht werden. So hat z. B. R. Kittel*) auf Parallelen hingewiesen, die zwischen der Stelle Jesaia 45, 1 ff. und dem durch Thoncylinder des Cyrus bekannt gewordenen höfischen Sprachgebrauch seiner Zeit bestehen. Befremdet werden kann durch den Nachweis jener Zusammenhänge nur, wer der Meinung ist, das Evangelium bedeute hauptsächlich eine Revolution im griechischen Lexikon, — anders ausgedrückt, das Reich Gottes stehe in Worten. Uns wäre es befremdlich, wenn Paulus den Griechen ein Barbar gewesen wäre, wenn er die Sprache seiner Zeit nicht gesprochen hätte, jene Sprache, die nicht zum mindesten durch die bereichernde Vorarbeit der heidnischen Religion zur Missionssprache wie prädestiniert war. Adolf Deißmann

---

Der Prozeß Jesu und Dr. Max Nordau

Uebersicht: 1. Die These Nordaus; 2. Nordaus Autoritäten; 3. Das geschichtlich Erweisliche über den Prozeß Jesu

1. Die These Nordaus

Unsere Leser werden sich des interessanten Briefwechsels zwischen dem Pater Hyacinthe Loyson und dem jüdischen Journalisten Nordau in Paris, „dem lieben und mutigen Vorkämpfer Israels," noch erinnern, den die Christliche Welt in Nr. 2 aus dem Siècle mitteilte. Die Motive und die Interessen des Père Hyacinthe können wir unerörtert lassen, ebenso was in Nordaus Antwort politische Reflexion ist; ich stimme ihm sogar ganz in der Meinung bei, daß keine noch so versöhnliche Erklärung eines Juden über das Verbrechen der Hinrichtung Jesu den Haß des Antisemitismus beschwichtigen könnte, sowie darin, daß das heutige Israel nicht im Stande ist, „das Unrecht des Kaiphas und des Pilatus wieder gut zu machen," daß es aber auch nicht verantwortlich gemacht werden darf für ein Verbrechen, das seine Väter begangen haben. Jedoch Nordau begnügt sich nicht mit dieser Verteidigerstellung, die er ja durch ein Wort ehrfürchtiger Anerkennung der religiösen Größe Jesu nur noch verbessert hätte, sondern er geht zum Angriff über und benutzt die Gelegenheit, um durch ebenso kecke wie eine plumpe Unwissenheit verratende Geschichtsfälschungen seine Sache gründlich zu diskreditieren.

Vornehm lehnt er zunächst es ab, zu entscheiden, ob Jesus eine geschichtliche Persönlichkeit sei oder eine sagenhafte Synthese mehrerer Personen, oder nur eine mythische Verkörperung von Gedanken und Gefühlen jener Zeit, in welche die Ueberlieferung sein Leben verlegt. Jedenfalls sei Jesus eine ideel-jüdische Gestalt. Also die fundamentale Frage, ob Jesus wirklich gelebt und gelitten hat, oder ob er nur der Held eines symbolisierenden Romans ist, braucht, wer über diese Dinge mitreden will, nicht entschieden zu haben? Nordau ist freilich nicht der Mann, um ihre Entscheidung zu fördern, denn das Jesusbild, das er aus der Erzählung der Synoptiker „verschwommen erkannt" hat, ist eine arge Entstellung. Ich mag die blöden Sätze, die wir da zu kosten bekommen, nicht wiederholen. Genug, daß Nordau es fertig bringt, den wegen Sabbathschändung, wegen seines unbefangenen Essens und Trinkens unter Zöllnern und Sündern bitter angegriffenen Jesus, den grimmigen Feind der pharisäischen Schriftgelehrsamkeit als Gesetzesbeobachter, als Lehrer der schriftgelehrten Moral, als ein Seitenstück zu den in der peinlichsten Angst vor jeder Verunreinigung lebenden Essenern bei uns einzuführen. Nur die Blindheit des Dünkels mag entschuldigen, daß Nordau renommiert, er könne für jedes der Gleichnisse Jesu Parallelstellen aus dem Talmud beibringen; eine gröbere Unwahrheit als: „die Bergpredigt die Quintessenz der rabbinischen Ethik," kann, obwohl sie nicht neu ist, bei Vergleichung religionsgeschichtlicher Größen kaum ausgesprochen werden.

Doch was bedeutet diese Unwahrheit gegenüber der Unwahrhaftigkeit, die gleich dahinter versichert: „Sankt Peter wird der einzige Jude bleiben, der von dem Nachkommen Davids (— nun steht sogar die Davidibenschaft fest? —) gesagt hat: Ich kenne diesen Menschen nicht." Oder: „Jedesmal, wenn ein Jude auf die Quellen zurückgegangen ist und Christus ohne seine angeblichen Gläubigen betrachtet hat, hat er mit Bewunderung ausgerufen: . . . Dieser Mann ist unser!"

Allein Loyson hatte zur Revision des Prozesses von Jerusalem aufgefordert. Das versteht Nordau gar nicht mehr, denn schon das zeitgenössische Judentum hat seinen Jesus ebenso wie er bewundert; die ganze Geschichte des Prozesses Jesu, wonach das Synedrium ihn zum Tode verurteilt hätte, kann nur ein Racheakt derer sein, die die Juden dafür strafen wollten, daß sie die göttliche Sendung Christi nicht anerkannt haben. „Wenn Jesus zum Tode verurteilt worden ist, so ist es durch römische Richter geschehen, und kein dem Gesetze seines Volkes treuer Jude hat daran auch nur den geringsten Anteil haben können." Nordau hat nicht gemerkt, in welchen Selbstwiderspruch er sich verflicht, wenn er die Synoptiker (die ersten drei Evangelien) für das Judentum als die Blüte der rein jüdischen Litteratur in Anspruch nimmt und zugleich die Geschichte des Prozesses Jesu, die doch einen so großen und unablöslichen Bestandteil der Synoptiker bildet, als einen Racheakt derer betrachtet, die die Juden strafen wollten! Dann haben sich Juden düpieren lassen, die Blüte ihrer Litteratur ihren Todfeinden zur Ausführung solch eines Racheaktes zu überliefern? Die Bekanntschaft Nordaus mit der rein jüdischen Litteratur scheint freilich nicht auf der Höhe seiner Begeisterung zu stehen, da er uns verkündigt, die Hinrichtung Jesu hätte dem Gesetz gemäß niemals am Freitag, am Vorabend des Passafestes, stattfinden können: die Synoptiker wissen ja gar Nichts von einer Hinrichtung Jesu am Vorabend des Passafestes, sondern am Tage nach dem Passaessen, am ersten Tage „der ungesäuerten Brode" ist er nach ihnen gekreuzigt worden! Es ist das Datum des von ihm ja ganz beiseite geschobenen Johannesevangeliums, mit dem hier Nordau operiert. Nach Alledem ist sicher, daß er nur oberflächlich zusammengekramtes Wissen mit erhabener Miene an den Mann bringt; ein Anlaß, Nordaus Stellung zu der historischen Frage nach Jesu Verurteilung ernsthafter zu beleuchten, erwächst uns blos daraus, daß er sachverständige Männer hinter sich zu haben behauptet. Ihm zufolge hätten die gelehrtesten Kenner des jüdischen Kriminalrechts unwiderleglich bewiesen, daß der Prozeß Jesu so, wie ihn die Ueberlieferung darstelle, niemals vor einem jüdischen Gericht habe stattfinden können. Es wird sich verlohnen, Nordaus Autoritäten zu konfrontieren.

2. Nordaus Autoritäten

Der Vater der Nordauschen Theorie ist ein jüdischer Gelehrter, Dr. Ludwig Philippson, der 1866 in einer zu Berlin erschienenen Broschüre: „Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt?" die These verfocht, die Römer allein hätten aus politischen Gründen den mit messianischen Ansprüchen aufgetretenen Jesus hingerichtet, allerdings aufmerksam gemacht durch jüdische Denunzianten. Die älteste Kirche habe diese Thatsache zu Ungunsten der Juden verschleiert, weil ihr daran lag, das Verhältnis Jesu zur römischen Staatsgewalt als ein freundliches, die jüdische Obrigkeit als ihren eigentlichen und einzigen Feind hinzustellen. Eine Art von Vorläufer besaß Philippson in dem holländischen Juden Moscoviter, der bereits 1859 in einem Artikel des Dageraad den Satz vertrat, weder das jüdische Volk noch die gesetzliche Autorität in Israel sei an dem Prozeß Jesu beteiligt, Jesus sei der leidenschaftlichen Feindschaft einer Partei, an deren Spitze Kaiphas stand, zum Opfer gefallen; ein Urteilsspruch des Synedriums wider ihn sei nicht ergangen. Ich weiß von Moscoviters Aufsatz blos durch die Theologisch Tijdschrift, das Organ der radikalen Richtung unter den evangelischen Theologen Hollands, wo 1871 S. 57 ff. B. Tideman über jene Hypothese referiert, zugleich einiges Beachtenswerte gegen sie einwendet.

So lange hatten nur einige moderne Juden aus einer bei ihnen sehr begreiflichen Tendenz ein Stück der evangelischen Ueberlieferung angegriffen, das selbst David Strauß nie in

*) Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 18 (1898) Seite 149 ff.

Zweifel gezogen hatte, das auch der wahrhaftig radikalen Kritik eines W. Brandt (Die evangelische Geschichte und der Ursprung des Christentums 1893) Stand gehalten hat. Seit 1880 aber haben protestantische Theologen ihnen sekundiert. In der Theologisch Tijdschrift 1880 Seite 330—6 gelegentlich einer harmlosen Studie über den Osterstreit des zweiten Jahrhunderts glaubt der niederländische Prediger J. W. Straatman in der Position Philippsons, den er übrigens nicht nennt, das Mittel darbieten zu können, um den historischen Verlauf von Christi Leidenstod zu entwirren. Jesus ist, wie die Synoptiker glaubhaft berichten, am 15. Nisan gefangen genommen und hingerichtet worden; an diesem großen Festtage war aber für Juden jeder Rechtshandel verboten; also können es nur Römer gewesen sein, die an solchen Festtagen die Aufgaben der Polizei in Jerusalem versahen, die Jesum gegriffen, verhört, verurteilt und hingerichtet haben, „nicht allein nicht auf Andrängen, sondern sogar ohne Mitwissen und Zuthun, vielmehr gegen den Willen der Juden, die natürlich nicht gern einen von den Ihrigen an dem großen Festtag am Kreuz sterben sahen.“ Mit blühender Phantasie konstruiert sich Straatman ein Bild der Vorgänge an jenem Freitag (15. Nisan): Jesus sei am Morgen früh in den bereits von Festgenossen vollgedrängten Tempel gegangen, habe da hohen Mutes seine erste Messiasthat, die Tempelreinigung, vollzogen. Die hierdurch verursachte Erregung bewirkte das Einschreiten der römischen Tempelwache. Sie nahmen Jesus gefangen, und, vor Pilatus geführt, erklärte sich Jesus ausdrücklich für den Messias — für den Landpfleger Grund genug, ihn sofort kreuzigen zu lassen, nachdem er ihn zuvor noch an Herodes, seinen eigentlichen Landesherrn, geschickt hatte, um diesen durch eine kleine Liebenswürdigkeit zu versöhnen. Die beiden Schächer sind als am Aufruhr Beteiligte mit Jesus ergriffen worden; Jesus aber ruft aus: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? weil Gott ihn so furchtbar enttäuscht hat, ihn, der bei seinem messianischen Auftreten so bestimmt auf göttliche Huld und Beschirmung rechnete. Zunächst gewann Jesu Märtyrertod ihm die Herzen der Juden (?!), gerade weil die Römer ihn ermordet hatten. Als man das Evangelium aufzeichnete, hatten sich aber die Juden wieder vom Evangelium abgewendet; nun schienen sie die gewiesenen Personen, die man für das unschuldig vergossene Blut schon des ersten Märtyrers, Jesu, verantwortlich machen mußte, während man die Heidenwelt dadurch gewann, daß man ihren Vertreter, den Pilatus, zu gutmütiger Schonung geneigt erscheinen ließ. „Es war das echte Kirchenpolitik, die, wie alle Politik, sich um die Thatsachen nicht kümmert, sobald ihr Interesse ins Spiel kommt.“ Straatman wünscht eine gründliche und unparteiische Untersuchung der Leidensgeschichte, und erhofft von ihr, „daß sie endlich die vollständige Unschuld der Juden an Jesu Tod ans Licht bringen wird und dadurch eine Beschuldigung vernichten, die schon so viele Jahrhunderte auf diesem edlen und interessanten Volk, das in der Geschichte der Menschheit solch eine wichtige Rolle gespielt hat, lastete.“ „Wohl ist es Zeit, mehr als Zeit, daß auch darüber das Licht der geschichtlichen Wahrheit aufgehe und die Unschuld der Juden an Jesu Tod unwiderruflich an den Tag komme. Es würde das ein Wiedergutmachen von Unrecht sein, auf das die niederländische Theologie stolz sein könnte, und durch das sie sich Dank von Christen und Juden verdienen würde.“

In dem Amsterdamer Theologie-Professor A. D. Loman haben derartige Wünsche eine schmerzliche Erfüllung gefunden. Von 1882 an, wo er in der Theologisch Tijdschrift seine Quaestiones Paulinae (Fragen zu Leben und Lehre des Paulus) zu veröffentlichen begann, hat er an den verschiedensten Stellen unermüdlich das Werk der Auflösung aller neutestamentlichen Ueberlieferung betrieben. Ein Paulus mag im ersten Jahrhundert existiert haben, aber alle nach ihm genannten Briefe sind Unterschiebungen des zweiten Jahrhunderts, erdacht um das Ideal eines Heidenapostels und eines Heidenchristentums zu zeichnen; ebenso hat es einen Jünger des Täufers Johannes, Namens Jesus von Nazareth, gegeben, den Pilatus henkte, als er in Jerusalem Unruhen stiftete; aber der Jesus des Evangeliums ist eine Idealfigur, dessen Werke, Thaten und Schicksale nur Sinnbilder von dem sind, was man in einer im zweiten Jahrhundert sich vom Judentum ablösenden neuen Religionsgemeinschaft dachte, empfand und als Norm für Leben und Leiden aufstellen wollte. Auf diesem Standpunkt ist es natürlich sinnlos, die Glaubwürdigkeit der synoptischen Vorstellung vom Prozesse Jesu zu erörtern, man kann aus ihr höchstens ahnungsweise Etwas über Sympathieen und Antipathieen der „Christen“ von etwa 130 n. Chr. entnehmen.

Die jüdischen Anhänger der These Philippsons konnten durch solche Bundesgenossenschaft nur im Vertrauen auf das Recht ihrer Sache bestärkt werden. Der Breslauer Rabbiner M. Joël beschrieb 1883 den Konflikt des Heidentums mit dem Christentume in seinen Folgen für das Judentum (Blicke in die Religionsgeschichte, Band 2). Er sieht im Jahrhundert Jesu innerhalb des Judentums trotz der verschiedenen religiösen Parteien nur tiefen Frieden: erst unter Trajan hat das Judentum den großen Schmerz erlebt, daß die aus seinem Schoße hervorgegangene Religion sich ihm feindlich gegenüberstellte, und eben die damals beginnende Animosität hat die neue Kirche, die auf die Gunst des Staates und der Heidenwelt angewiesen war, veranlaßt, wie sie Edikte der Kaiser fälschte, so auch die Leidensgeschichte Jesu zu fälschen, und den Römer Pilatus auf Kosten der Juden, von denen sich ganz weit abzustellen in den Zeiten des Revolutionärs Barkochba ja nur praktisch war, zu entlasten. Aus Notwehr, sagt Joël entschuldigend, mußte die Kirche in dem Momente, wo sie, vom Judentum losgetrennt, den schweren Stand einer „verbotenen Religion“ hatte, die Geschichtserzählung der ersten Entstehung des Christentums für römisch-heidnische Ohren gefälliger machen; auf den Schaden der Juden konnte sie dabei keine Rücksicht nehmen. Die Art, wie nach dem Evangelium Jesu Verurteilung durch das offizielle jüdische Gericht stattgefunden haben sollte, sei undenkbar, weil weder ein Delikt, das die Todesstrafe nach sich zog, bei Jesus auffindbar sei, noch bei der Verurteilung und Exekution auch nur der Schein mosaisch-talmudischen Rechts gewahrt sein würde.

Da Joël ein wirklich kenntnisreicher Gelehrter war, dessen Bücher auch von christlichen Theologen studiert zu werden verdienen, fanden seine Gedanken über den Prozeß Jesu namentlich bei den Freisinnigen unter seinen Glaubensgenossen vielfach bereitwillige Aufnahme, und so mögen sie an Nordau gelangt sein. Daß seitdem neue Gesichtspunkte zu Gunsten jener These geltend gemacht worden wären, ist mir nicht bekannt geworden. Leider hat man es auf unserer Seite an dem nötigen Widerspruch fehlen lassen.

Adolf Jülicher

Aus der Vergangenheit des Protestantismus

1. Die Gegenreformation in den österreichischen Erblanden (Schluß*)

Doch das führt uns wieder auf Inneröſterreich und die dort mittlerweile vorgefallenen Ereignisse zurück. Hier war der Gang der Gegenreformation im großen und ganzen ein analoger wie in den Donauherzogtümern. Nur, während wir dort die Pläne zur Unterdrückung des Evangeliums mehr aus den Ereignissen selbst entnehmen müssen, gewährt uns Loserths Werk den Vorteil, daß wir hier aus den Quellen einen tiefern Einblick in die Entstehung der gegenreformatorischen Pläne gewinnen. Das Buch geht zwar nur bis 1590, bis zum Schluß der Regierung Karls II., und die entscheidenden Schläge kommen erst unter Ferdinand II. Allein eben jene grundlegenden Maßnahmen fallen noch unter die Regierung Karls. Bereits im Jahre 1579 fand unter bayrischem Einfluß (vgl. Sp. 252) eine Konferenz Karls II. mit Bayern, Salzburg und Tirol in München statt, wo ein förmlicher Feldzugsplan gegen das Evangelium in Inneröſterreich entworfen wurde. Auch hier soll vor allen Dingen der Adel isoliert werden. Zu diesem Zweck soll der Erzherzog erst seine Beamtenschaft, dann

*) Vgl. Nr. 8, 9, 10, 11.

auch die übrige Bürgerschaft sowohl in Graz wie in den übrigen Städten zum Katholizismus zurückführen. Schließlich wird auch an ein Vorgehen gegen den Adel selbst gedacht und dazu gegenseitige Hilfeleistung für den Fall des Widerstandes verabredet. Nach diesem Plane verfährt also Karl II. Schon 1581 triumphiert der Jesuiten-Provinzial, daß der Erzherzog dem Nuntius das Versprechen gegeben, keinen Sektischen mehr zur Stelle des Landeshauptmanns zu befördern, daß dem Hofmarschall der Befehl gegeben sei, bei der Besetzung der Aemter hinfort nur Katholiken in Vorschlag zu bringen, die Lutheraner aber nach Möglichkeit auszumerzen. Da sich geeignete Katholiken in dem wesentlich protestantischen Lande fast gar nicht fanden, so mußte man Ausländer heranziehen. Daher klagen die Stände 1583: die Aemter werden in neuerer Zeit meist mit Fremden besetzt; wer der päpstlichen Religion zugethan, der allein wird geliebt und befördert, der Andere gehaßt und gehindert. Sogar bis auf die Subalternbeamten erstrecken sich die Katholisierungs-Bestrebungen. 1582 werden die lutherischen Sekretäre, Kanzleibeamten u.s.w. auf die Regierung befohlen und ihnen aufgetragen, sich nicht mehr an dem Gottesdienst in der evangelischen Grazer Stiftskirche zu beteiligen. Da gaben diese abhängigen Leute die mutige Antwort: lieber würden sie den Dienst aufkündigen; fügen aber im Bewußtsein ihrer treuen Diensterfüllung ganz treuherzig hinzu: „Da viele von ihnen sieben, zehn bis an die siebzehn Jahre gedient hätten und im Dienst ausgemergelt seien, zweifeln sie nicht, daß sie mit einer Abfertigung bedacht würden.“ Also „im Dienst ausgemergelt,“ aber doch noch mannhaft genug im evangelischen Glauben. Neben den Beamten kam die übrige Bürgerschaft an die Reihe, der ebenfalls im Jahre 1582 bei schwerer Strafe verboten wurde, die Stiftskirche zu besuchen. Vergebens protestieren die Bürger dagegen, daß man ihnen etwa ihren Kirchgang, das Anhören der Predigt und die Einhaltung anderer Religionsübungen als „Trutz“ auslege. Da haben wir schon damals die jesuitische Hetzerei, die die religiöse Abweichung von der katholischen Landesobrigkeit gleich als Hochverrat brandmarken will. Es werden exemplarische Strafen über Zuwiderhandlungen verhängt. Der Grazer Ratsbürger Wolf Grünbeck wird, weil er aus Anlaß einer Hochzeit eine Predigt in der Stiftskirche, aber nur „von heraußen“ angehört habe, vor die Regierung gefordert und gezwungen, ein Verzeichnis aller seiner Habe vorzulegen. An den Bürgermeister, Richter und Rat von Graz ergeht 1584 der Befehl: Hab und Gut des wegen Besuchs der Stiftskirche samt Weib, Kind und Gesind ausgewiesenen Bürgers und Handelsmannes Balthasar Schlierer zu beschreiben und zu schätzen, seine Läden zu sperren und zu verhüten, daß von dem verwirkten Gut das Mindeste entfremdet werde. Derselbe Befehl trifft den Bürger Martin Meßmayr, u.s.w. In die übrigen Städte und Märkte des Landes schickte man 1587 „Reformationskommissionen“ zur Rekatholisierung; damals freilich noch ohne Erfolg. Auch zu einem Vorgehen gegen den Adel kam es erst nach Karls II. Tode. Allein wessen sich derselbe bereits unter ihm zu versehen hatte, zeigt die Thatsache, daß 1584 die Regierung, der der Briefverkehr der Stände mit den protestantischen Reichsständen ein Dorn im Auge war, den Postverwalter in Bruck veranlaßte, dem Fußboten alle aus dem Reich herabgebrachten Briefschaften abzunehmen und den Boten selbst gefangen zu nehmen: — man sieht, es ist Alles schon dagewesen, auch die Verletzung des Briefgeheimnisses. Nach dem Tode Karls gewährte eine sechsjährige vormundschaftliche Regierung für den minderjährigen Ferdinand den Evangelischen etwas Ruhe und Gelegenheit zum Aufraffen. Desto brutaler begann die Verfolgung unter Ferdinand II., dem Ingolstädter Jesuitenzögling und nachmaligen Kaiser, der uns in den böhmischen Kämpfen als ein wahrhaft klassisches Muster jesuitischer Beeinflussung wieder begegnen wird. Um den Bürgern den evangelischen Kultus gänzlich unmöglich zu machen, schloß er 1598 das evangelische Kirchen- und Schulwesen des Adels in Graz. Vierzehn protestantische Geistliche, Professoren und Lehrer mußten das Land verlassen — unter ihnen Kepler. Für die übrigen Städte erneuerte er 1599 die Reformationskommissionen seines Vaters, diesmal aber mit den Ueberredungsmitteln von Säbel und Gewehr. Jetzt wandte er sich auch direkt gegen den Adel und nötigte ihn, seine sämmtlichen evangelischen Geistlichen zu entlassen: nur persönliche Gewissensfreiheit sollte ihm gnädigst gestattet sein — aber ohne jede Kultusübung, selbst außer Landes! (Edikt von 1603.)

Es ist kein Wunder, daß man diesen Fürsten als Nachfolger des Matthias in den Donauherzogtümern nicht sonderlich freudig aufnahm und daß ein Teil der Stände es lieber mit den Böhmen hielt. So sah er sich unter den damaligen Zeitverhältnissen in der That genötigt, den treu Gebliebenen, die ihm huldigten, die Religions-Konzessionen des Matthias zu bestätigen. Als ihm aber durch seine Siege in Böhmen der Kamm geschwollen war, und auch ein letzter Bauernaufstand in Oberösterreich niedergeworfen und dort die Gegenreformation durchgeführt war, ordnete er für Niederösterreich insgemein an — also ohne Rücksicht auf die Getreuen und sein eignes Versprechen — daß alle protestantischen Geistlichen und Lehrer ausgewiesen werden sollten. Zur Entschuldigung für diese Verletzung seines Fürstenwortes gebrauchte er die echt jesuitische Ausrede, diese seien ja eigentlich Kalvinisten und nicht Angehörige der konzessionierten Augsburgischen Konfession. Ein Jahr später war es auch in Innerösterreich mit jenem letzten Rest von „Gewissensfreiheit“ des Adels aus. Ein Dekret vom 1. August 1628 weist sämmtliche nichtkatholischen Adligen aus dem Lande. Groß war die Zahl derer, die sich standhaft zeigten. Ein Verzeichnis von 1652 zählt über 800 Adelige aus 51 Herren- und 83 Rittergeschlechtern auf, die ihrer Religion wegen Innerösterreich verlassen und sich nach Deutschland begeben hatten, darunter Angehörige der ältesten und vornehmsten Geschlechter. (Vgl. Huber Band 5 1896; ein andres nur wenig abweichendes Verzeichnis von 1529 zitiert Gennrich in Heft 6 der volkstümlichen Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte.)

Unwillkürlich gewinnt man den Eindruck, daß eine so vollständige Ausrottung des Protestantismus nur möglich war durch einen auf die äußerste Spitze der Loyalität getriebenen Verzicht auf Selbsthilfe. Ganz ohne Kämpfe ist es ja nicht abgegangen, zumal in Oberösterreich. Ueber Innerösterreich aber urteilt Loserth: „Wiewohl sich dieser Herren- und Ritterstand, der unter sich überhaupt nur noch fünf katholische Mitglieder zählt, seiner Stärke durchaus bewußt ist, wiewohl er auf den Zuzug der Bürgerschaften, der Knappen in den Gewerken, eines großen Teiles der Bauernschaften rechnen kann, die Befehlshaberstellen im Heere in seinen Händen sind: er verzichtet auf das letzte Mittel der Selbsterhaltung, weil es mit einem Satze der Bibel im Widerspruch steht [vom Gehorsam gegen die Obrigkeit; in diesem Sinne auch ein 1582 von Andreä in Tübingen eingeholtes Gutachten]. Wohin sich im andern Falle der Sieg geneigt hätte, darüber kann gar kein Zweifel sein, und die große Angst, die im Jahre 1609 in den katholischen Kreisen von ganz Innerösterreich herrschte, ist ja bezeichnend genug. Ferdinand II., der damals den bewaffneten Widerstand der Herren und Landleute in die drohendste Nähe gerückt wähnte — auch damals dachten sie mit nichten daran — schrieb kleinmütige Briefe an die ihm Nahestehenden. So viel ist sicher: in unentwegter Treue hat dieser protestantische Herren- und Ritterstand zu seinem Landesfürsten gestanden. Noch das Ausweisungsdekret vom 1. August 1628 rühmt es diesem innerösterreichischen Adel nach, »daß er jederzeit in angererbter Treue und Aufrichtigkeit gegen Uns beständiglich verharret und niemals etwas Widerwärtiges gegen das Haus Oesterreich attendiert habe.« Als Lohn für diese Treue wird den Abziehenden gestattet, »ohne Reichung der Nachsteuer des zehnten Pfennigs« auszuwandern.“

Was hätte die Treue solcher Leute leisten können, wenn es ihr, — statt sich im Erdulden zu verzehren, — vergönnt gewesen wäre, sich nach der positiven Seite hin auszuleben! Und was für ein Kapital, nicht blos an Intelligenz und Wohlstand, sondern auch an bewußter Religiosität hat damals Oesterreich verloren! Und die im Lande Zurückgebliebenen, die sich fügten, spannten dann Jesuiten und Kapuziner vollends

in die Netze römisch-kirchlicher Obedienz ein. Kein Wunder, wenn man sich dort heute instinktiv gegen römisch-jesuitisches Wesen als den Mörder seiner Volkskraft wendet. Wir wollen diesen Abschnitt beschließen mit einem Urteil Hubers: „Damals begann die geistige Ausscheidung Oesterreichs aus dem deutschen Reiche, die endlich auch die politische Trennung zur Folge gehabt hat“ (a. a. O. Band 4 S. 354). Wir können dem nur beistimmen; die Geschichte der Gegenreformation in Deutsch-Oesterreich ist eine religiöse Tragödie; aber sie ist auch eine nationale Tragödie. Hoepel

Zolas Fécondité

Kein Schriftsteller der Gegenwart scheint inbezug auf Verbreitung seiner Werke mit Zola auch nur entfernt in Wettbewerb treten zu können. Wenn man den Zahlen traut, in denen die Auflagenhöhe seiner einzelnen Romane in der französischen Originalausgabe der **Bibliothèque-Charpentier** angegeben ist — und es besteht kein Grund, deren Richtigkeit zu bezweifeln — so sind allein die Hauptromane in der ungeheuren Anzahl von etwa 2,1 Millionen Exemplaren verbreitet, ungerechnet die kritischen Werke und die in vielen Auflagen erschienenen Novellen. Rechnet man die große Verbreitung der Zolaschen Romane durch ihre Uebersetzungen*) in die hauptsächlichsten Kultursprachen hinzu — neuerdings pflegen sogar Welthäuser und Ramschbazare, die ihr Publikum kennen, den Entnehmern ihrer Waren an Stelle der sonst üblichen Zugabeartikel einen oder mehrere Bände Zola zu verehren — so kann man den Einfluß, den dieser Schriftsteller, in die Breite gesehen, ausübt, nicht hoch genug anschlagen.

Zola begründete seinen Ruf durch die Geschichte der **Rougon-Macquart**, der „Natur- und sozialen Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich.“ In ununterbrochener Folge erschien Band auf Band; er trat in diesem Zyklus als harter Ankläger gegen die Zustände unter dem ihm verhaßten Napoleonschen Regime auf: mit jedem neuen Bande suchte er sich ein neues Gebiet des privaten, staatlichen oder wissenschaftlichen Lebens der Nation aus; das gesellschaftliche Leben, das Treiben der Börse, die Lage des flachen Landes, das Elend in den Bergwerksdistrikten, die Gefälligkeit der Justiz nach oben hin — Alles kam an die Reihe; überall starrender Schmutz, Verderbtheit bis ins Innerste hinein, trostlose Zerrüttung, — bis dann endlich mit dem neunzehnten Bande ‚**La débâcle**‘ die Katastrophe eintritt: bei Bazeilles-Sedan sinkt die Napoleonische Herrlichkeit in Trümmer, Napoleon verschwindet und mit ihm die Zola, wie es scheint, besonders verhaßte Eugenie, der böse Dämon, die verantwortungsvolle Treiberin zum Kriege.

Nachdem bald darauf die Drei-Städte-Romane: Lourdes, Rom und Paris, gefolgt waren, wurde Zola selbst die Figur eines Romanes, oder vielmehr der Mithandelnde in einem öffentlichen Drama, das, halb Tragödie, halb Satyrspiel, mit vollem Recht sein Vaterland, mit weniger Recht und nur dank den Treibereien einer gewissen Zeitungsmache die Welt außerhalb Frankreichs lange Zeit in tiefgehende Erregung versetzte; er griff äußerst temperamentvoll in den Dreyfushandel ein, hatte seinen Prozeß und wendete hierauf dem Vaterlande den Rücken**). Vom August 1898 bis zum Frühjahr 1899 lebte er in freiwilliger Verbannung in England. Aber weit entfernt, hier die Hände müssig in den Schoß zu legen oder etwa infolge der Aufregungen und Anfeindungen der Vergangenheit die Ruhe zum Schreiben verloren zu haben, geht er sofort ans Werk, entwirft den Plan zu einem neuen Romanzyklus und schreibt in neun Monaten den ersten Band davon nieder. Man wird einer solchen unermüdeten Schaffenskraft, einer solchen Leichtigkeit, sich inmitten des Lärmes mächtiger Feinde so ohne weiteres auf ein neues dichterisches Arbeitsgebiet konzentrieren zu können, seine Bewunderung nicht versagen können.

Zola sieht sich nun sein Frankreich von weitem an, und da kommt es ihm doch recht heillos vor, es liegt gar sehr im Argen. Also als guter Patriot flugs ans Werk der Rettung und Heilung gegangen! Und weil ja jene Botschaft, die einst einmal der Welt das Heil bringen wollte, Evangelium genannt ward, so setzt er selbstbewußt als stolzen Obertitel, über sein Werk: „Die vier Evangelien.“ Also Evangelien will er seinem Volke verkündigen, nicht zwar jene alten — daß ihm die auch recht bitter not sind, dafür fehlt dem Dichter wohl jede Wahrnehmung — sondern ganz neue, moderne, „aktuelle“ Evangelien. In der Rolle eines neuen Apostels will er einem entarteten Geschlechte Buße predigen und den Weg der Rettung weisen. Und das erste und demnach anscheinend notwendigste Evangelium, um das sich in Frankreich eine gläubige und gehorsame Gemeinde sammeln soll, heißt — **Fécondité**! **Fécondité** — mehr Kinder! Der Verfasser braucht nicht weniger als 750 Seiten, um diese Notwendigkeit mit der ganzen Gründlichkeit und peinlichen Genauigkeit seines Realismus der Nation eindrücklichst klar zu machen.

Daß dem Verfasser die Liebe zu seinem Vaterlande und der Wunsch, ihm vorwärts zu helfen, die Feder in die Hand gedrückt hat, darf man billig annehmen. Er sieht die für die Volkswohlfahrt und Volkskraft verhängnisvolle Thatsache einer auffallenden Bevölkerungsabnahme oder auch nur eines Bevölkerungsstillstands vor sich, verursacht durch das Streben der oberen Stände, eine Mindestzahl von Kindern zu haben; er sieht mit dieser Praxis unausbleiblich verbunden ein Heer von Uebeln und Lastern, eine sittliche Verkehrtheit aller Art, die Ehen gebrochen, das Familienleben zerrüttet, die ganze Gesellschaft innerlich vom Krebsschaden allgemeiner Sittenlosigkeit zerfressen:

> Der physische und moralische Bankerott Frankreichs ist nicht mehr weit. Frankreich, das einst ein Viertel in Europa zählte, gilt heute kaum noch ein Achtel; es geht rückwärts mit uns, wir marschieren dem Nichts entgegen. In einem oder zwei Jahrhunderten wird Paris tot auf dem Platze liegen, wie das alte Athen und das alte Rom, und wir werden auf die Stufe des heutigen Griechenlands herabgedrückt sein — mit Paris gehts zum Sterben. (p. 53)

Das ist die düstere Perspektive, die Zola den braven Matthieu — so heißt der Hauptheld des ersten Evangeliums natürlich — seinen Landsleuten eröffnen läßt.

Es fragt sich nun: mit welchen Mitteln will Zola sein Volk von der offenen Wunde, aus der es blutet und aus der es sich nach seiner Ueberzeugung zu Tode bluten muß, zu heilen versuchen? Wie will er Verständnis für sein Evangelium von der **Fécondité** erwecken und die Willenskraft zur Umkehr stärken? Zunächst kann er sich nicht genug thun, und es ist ihm, dem Realisten mit dem geschärften Blick und der intimen Kenntnis aller Strömungen des gesellschaftlichen Lebens bei Hoch und Niedrig, ein Leichtes, mit breitem Pinsel ein lebenswahres Gemälde von der traurigen Zerrüttung zu entwerfen, in die diese von dem Streben nach Beschränkung der Kinderzahl beherrschte Gesellschaft versinkt. Und was für ein Gemälde! Es wimmelt in dem Roman von Ehepaaren der verschiedensten Typen und Kreise, vom reichen Fabrikanten, vom Bewohner des eleganten Hôtels bis hinab zum proletarischen Fabrikarbeiter — aber überall ein wüstes Durcheinander von Ehebruch, Lüge, Unsittlichkeit und Verbrechen, im Hause wie auf der Straße. Es gehören zuweilen starke Nerven dazu, um dem Verfasser überallhin zu folgen, wohin er uns schleppt. Da ist die Klinik des berühmten Gaude, des eleganten Operateurs, zu dem man hinläuft wie ins Theater, um ihn operieren zu sehen; da ist in der unheimlichen Vorstadtstraße das Haus des **Dr. Sérailles**, wo dieser seine noch dunkleren chirurgischen Thaten verrichtet. Da sind die Häuser der **sages-femmes** verschiedenen Charakters, von der Rouche an, die den Hilfesuchenden ihren gefälligen Beistand leiht und auch dann dem Zuchthaus zu entgehen weiß, wenn einmal eine ihrer Klientinnen ihr Leben lassen muß, bis zu ihrer honnetteren Kollegin, der Bourdieu, in deren Pensionat wir die Lebens- und Leidensgeschichte wohl von einem halben Dutzend ihrer

*) Die deutsche Uebersetzung von **Fécondité** z. B. erlebte binnen drei Monaten sechs starke Auflagen. Jetzt liegt bereits die siebente vor. (Fruchtbarkeit. Zwei Bände, 404 und 480 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 6, gebunden 8 Mk.) Welche deutsche Dichtung hat in letzter Zeit solchen buchhändlerischen Erfolg gehabt? D H

**) Vgl. unsern vorigen Jahrgang, Nr. 46.

Pensionärinnen ausführlich vernehmen müssen. Wir geraten ins Treiben der großen städtischen Findelhäuser hinein, wie auf das Vermittlungsbureau für die Ammen, welche die Provinz liefern muß, weil die Pariserinnen längst die Lust und damit die Fähigkeit verloren haben, selbst ihre Mutterpflichten an den Kleinen zu versehen. Wir müssen der geschäftigen Couteau bei ihren vielseitigen dunklen Geschäften zwischen Paris und der Provinz folgen — bis weit hinaus nach dem Neste Rougemont mit den merkwürdig zahlreichen kleinen Gräbern auf dem Kirchhofe: wie man sich nämlich in den Nachbarorten etwa durch Spitzenfabrikation oder durch Bereitung von Käse ernährt, so bilden in Rougemont den Nahrungszweig — — tote Kinder.

Seine Absicht aber bei dem brutalen Aufdecken all der schauderhaften Folgen des gewollten Kampfes gegen das Leben, ist, seinen Landsleuten die Decke von den Augen zu ziehen und abschreckend auf sie zu wirken. Zunächst verspottet er mit beißender Schärfe die Anhänger der Malthusschen Grundsätze, welche die gegenwärtigen Zustände als die Quintessenz menschlicher Vernunft gar noch in den Himmel heben möchten, in der Person des verlotterten Litteraten Santerre, der seine Anschauung in folgenden Sätzen zum Besten giebt:

Paris will gar nicht mehr wachsen (veut simplement rester stationnaire), ebenweil es die intelligenteste, die zivilisierteste Stadt der Welt ist. Bedenken Sie doch, daß die Zivilisation stets neue Genüsse schafft, die Geister genußfähiger macht, ihnen neue Felder der Bethätigung eröffnet, und somit das Individuum auf Kosten der Gattung begünstigt. Je höher die Völker in der Kultur stehen, um so geringer ist ihre Vermehrung. Sicherlich, wir, die wir an der Spitze der Nationen marschieren, wir sind darum zuerst auf dem Punkt der Weisheit angelangt, die ein Land von dem unnützen und schädlichen Exzeß der Fruchtbarkeit befreit. Das ist aber ein Beispiel hoher Kultur, überlegener Intelligenz, das wir der Welt geben und dem die gesamte Welt sicherlich folgen wird, in dem Maße als die Völker nach und nach unsern Zustand der Vollendung erreichen werden. (p. 53)

Sogar das Neue Testament muß diesem Roué der Salons als Beweismittel herhalten:

Suchen Sie doch im Neuen Testament das „Seid fruchtbar und mehret euch" der Genesis. Jesus hat weder Vaterland, noch Eigentum, noch Gewerbe, weder Familie, noch Weib, noch Kind; er ist die Unfruchtbarkeit in Person. So hatten auch die ersten christlichen Sekten einen Abscheu vor der Ehe . . . Die völlige Keuschheit wurde der vollkommene Zustand . . . Erst viel später hat der Katholizismus die Ehe gewissermaßen als einen moralischen Nothbehelf (comme une sauvegarde morale) eingesetzt (!), da die Menschen nun einmal nicht Engel sein können (p. 49)

Zola zeigt nun aber an dem Geschick der Familien, die in dieser Santerreschen Philosophie die höchste Weisheit verehren und in denen demgemäß die Losung gilt: nur wenig Kinder!, wie all ihre klugen Berechnungen schließlich von der rächenden Nemesis über den Haufen geworfen werden. Unaufhaltsam, mit ehernem Tritt naht hier im Roman überall die furchtbare Vergeltung, während in der Wirklichkeit des Lebens nicht immer so augenfällig aus der bösen Saat die böse Ernte hervorwächst. Aber dem Dichter liegt offenbar Alles daran, mit der ganzen massiven Wucht seiner Realistik dem Leser die eine Wahrheit eindringlich zu machen, man möchte sagen einzuhämmern, die er, wenn er überhaupt der Mann wäre, sie religiös zu wenden, nicht anders als mit dem alten „Die Sünde ist der Leute Verderben" bezeichnen könnte. Da ist das Ehepaar Beauchêne: bei ihnen darf nur der eine Sohn vorhanden sein, damit der reiche Fabrikbesitz nicht durch Erbteilung geschmälert werde; der Erbe soll ein Fürst der Industrie werden; daß dabei der Gatte auf Abwege gerät und schließlich völlig verkommt, wird von der stolzen Frau als ein unvermeidliches Uebel hingenommen. Aber eines Tages stirbt der geliebte Sohn nach kurzer Krankheit! Frau Beauchêne verschuldet hierauf den Tod eines Sohnes des braven Matthieu, der in der Fabrik bereits eine hervorragende Stelle einnimmt; aus eifersüchtiger Besorgnis, er möchte einmal den ganzen Besitz an sich reißen, läßt sie ihn ungewarnt in einen offen stehenden Fahrstuhlschacht stürzen; als dann ein zweiter Sohn Matthieus an seine Stelle tritt, gewinnt sie es über sich, gegen ihn einen unehelichen Sohn ihres Mannes auszuspielen, einen gemeinen Mörder; sie stirbt in Verzweiflung, während ihr Mann sich längst von ihr getrennt hat und verschollen ist. — Das Ehepaar Morange wiederum ist von dem ehrgeizigen Streben besessen, die einzige Tochter, die schöne Reine, in eine höhere gesellschaftliche Schicht eintreten zu sehen; ihre eigenen einfach-bürgerlichen Verhältnisse sind für den geliebten Abgott nicht gut genug. Aber darum ist ihrer Ueberzeugung nach für ein zweites Kind kein Raum mehr, und die Mutter büßt ihr Leben in der gewissenlosen Behandlung der Rouche ein. Der Vater klammert sich nun um so fester mit ganzer Seele an die vergötterte Tochter und freut sich, daß die Baronin Lowicz sie in ihre Kreise einführt, bis er am Ende vor der Leiche seines verführten Kindes zu spät erkennt und in erschütternde Klagen ausbricht, daß er sich verrechnet habe; er wird tiefsinnig und nimmt sich in geistiger Umnachtung das Leben. — Das glänzende Hôtel der verschwenderischen Séguin wieder ist von einer so vergiftenden Atmosphäre jeder Unsittlichkeit erfüllt, daß die Kinder, die der Obhut leichtfertiger Kammerfrauen überlassen sind, während die Eltern ihrem Vergnügen nachgehen, argen Schaden leiden; die eine Tochter, vom Ekel am Leben erfüllt, weiß schließlich keinen andren Ausweg, als sich hinter die Mauern des Klosters zu retten, die sie von dieser verruchten Welt scheiden. — Die liebenswürdigen Angelins endlich, das Maler-Ehepaar, wollen kein Kind haben, um das Leben noch eine Weile ungehemmt zusammen genießen zu können, und merken zu spät, daß sie zu lange gewartet haben; in trauriger Vereinsamung erleiden sie Unglück auf Unglück.

Ob nun aber Zola mit all seinen abschreckenden Bildern die Gesellschaft zum Besseren bekehren, ihr den Mut geben wird, sich dem Gottesbilde zuzuwenden, das er für seine Nation, wie es scheint, am liebsten an die Stelle der Sainte-vièrge setzen möchte: ein Weib, das den Mut hat, Mutter zu sein und seine Kinder selbst zu nähren? Wir müssen daran zweifeln; denn wenn man das Böse auch in noch so abschreckender Häßlichkeit malt und seine verderblichen Folgen mit noch so ergreifender Deutlichkeit hinstellt, dadurch allein wird der Wille zum Guten noch lange nicht stark gemacht.

Zola wendet sich in großen Partieen seines Romans auch den Zuständen in den unteren Klassen zu. Hier, in den Arbeiterkreisen, werden zwar Kinder genug geboren, aber sie werden zu Tausenden in zartem Alter wieder dahingerafft; wie bei den Reichen die geringe Kinderzahl, so bildet auf Seiten der Armen diese schreckliche Hekatombe der Neugeborenen die „stets offene Wunde in der Flanke der Nation," die deren Lebenskraft von Tag zu Tag mehr erschöpft. Also Hilfe! ruft Zola mit anerkennenswertem Ernste in der Rolle des biederen Boutan, und hier offenbart sich auch ein stark sozialistischer Zug des Romans: Schutz der Arbeiterfrauen, Befreiung für sie von schwerer Fabrikarbeit, Hebung ihrer sozialen Lage! Alles sehr gut — nur wird das bei der Gesinnung der Beauchêne und Genossen wohl tauben Ohren gepredigt sein, denn deren Mann ist eben Malthus auch deswegen, „weil seine Hypothese die Armen allein für ihre Armut verantwortlich macht und damit die Reichen von der unbequemen Last der Gewissensbisse erleichtert". (p. 51)

Während Zola auf der einen Seite durch Abschreckung wirken will, sucht er zugleich in der Hauptperson des Romans positiv ein leuchtendes Vorbild zur Nacheiferung aufzustellen. Dieser Matthieu Froment führt in der That mit seiner Marianne, der kerngesunden, allezeit fröhlichen, eine mustergiltige Ehe; die beiden begrüßen jedes ihrer zehn Kinder bei seiner Geburt mit unverwüstlichem Lebensmut, sie glauben sozusagen noch an das Leben; durch manche Sorge und bitteres Leid, aber auch durch reine Freuden an der Familie gehts bei ihnen vorwärts bis in ein hohes gesegnetes Alter. Dabei ist bemerkenswert, daß der Verfasser nicht Zuversichtlichkeit genug aufbringen kann, um dieses Ideal des Familienlebens sich in der Hauptstadt verwirklichen zu lassen. Er versetzt seinen Helden vielmehr aufs Land; Froment erwirbt bei Paris unter günstigen Bedingungen einen bisher wüst liegenden Fleck und schafft dort durch rastlose Thätigkeit und unter Anwendung aller Hilfsmittel der Neuzeit sich und den Seinen reichlichen Lebensunterhalt. Wir wollen weiter kein großes Gewicht da-

rauf legen, daß sich der Dichter diese Verwandlung seines Matthieu, der bisher als Zeichner in der großen Fabrik sein kärgliches Brot verdiente, in einen geschickten und erfolgreichen Landmann doch viel leichter vorstellt, als sie in Wirklichkeit wäre. Sehr zu beachten ist jedenfalls, wie Zola, im Zeitalter der Pariser Weltausstellung, aus seiner mit allen Genüssen der Kultur ausgestatteten Millionenstadt heraus mit sehnsüchtiger Hoffnung seine Blicke auf das platte Land schweifen läßt; die Großstadt ist durch ihre Ueberkultur vergiftet, in dem Hasten nach Genuß und Karrière geht die physische und moralische Gesundheit zu Grunde, verödet das Familienleben, ist kein Platz für Kinder; vom Lande aber, von seiner freieren Luft und einfacheren Lebensführung, muß die Gesundung der Nation anheben; von Chantebled her ziehen die jungen Froments wieder nach Paris und gründen Herde gesunden und naturwüchsigen Familienlebens. Ein wichtiger Fingerzeig auch für deutsche Verhältnisse: das Land darf unter dem zunehmenden Industrialismus und dem damit zusammenhängenden unheimlichen Anschwellen der großen Städte nicht zu kurz kommen; die Erhaltung und Hebung eines kräftigen Bauernstandes ist nicht allein aus volkswirtschaftlichen, sondern ebenso sehr aus sittlichen Gründen zu fordern; das Land bildet trotz Allem ein heilsames und unentbehrliches Gegengewicht gegen die Gefahren jener Konzentration, es bleibt, seine großen sittlichen Schäden ungeleugnet, dennoch der sprudelnde Jungbrunnen für gesunde Volkskraft, gedeihliches Familienleben.

Nebenbei führt Zola die Malthusianer, die immer das drohende Gespenst der Uebervölkerung vor sich sehen und von der nahenden Unmöglichkeit, die stets wachsenden Massen zu ernähren, faseln, durch sein Beispiel des Ackerbauers Matthieu wirksam ad absurdum. Nein, im eigenen Lande liegen noch ungeheure Schätze des Bodens ungehoben, sie harren nur der menschlichen Arbeitskraft und Intelligenz, die sie heben soll; zudem können die Fortschritte der Technik und Chemie noch ungeahnte Nahrungsquellen für den Menschen aufschließen. Und überdies, selbst Uebervölkerung angenommen, die Erde ist groß, nur ein Zehntel etwa erst kultiviert. Wozu haben wir denn Kolonieen! ruft der Verfasser und schließt mit weitausschauenden Zukunftsträumen: er sieht schon ein größeres Frankreich ins Herz von Afrika hinein sich ausdehnen, die 2500 Kilometer der transsaharischen Eisenbahn gebaut, Timbuktu wieder zum reichen Emporium erhoben, den endlosen Zug lebensfroher Pioniere des Ackerbaus und Handels sich in die endlosen, fruchtbaren Gefilde am Senegal und Niger ergießen; ein fröhlicher Kultus des Lebens blüht auf, ja dem Verfasser geht Frankreich einst unter in einer erneuerten kräftigen Menschheit, aus der Erde wird einst eine „einzige Stadt des Friedens, der Wahrheit und der Gerechtigkeit“ (p. 750) — das Evangelium von der fécondité biegt sich so am Ende zur Apokalypse unermeßlichen Heiles um.

Uns aber will es sehr fraglich erscheinen — ja wir wissen, daß Zola der Mann nicht ist, der sein Volk auf dem Wege zu jener geträumten Stadt des Friedens, der Wahrheit und der Gerechtigkeit vorwärts führen wird; und auch dieser Evangeliums-Roman, mit all seinen nachdrücklichen Abschreckungsmitteln, wird für die Nation kaum eine irgend bemerkbare Etappe vorwärts bedeuten zu einem gesunderen, kraftvolleren Leben der fécondité. Denn es fehlt doch schließlich das Beste darin! Für Zola ist der Mensch eben nur ein Natur- und soziales Wesen, dessen Leben durch natürliche und soziale Instinkte bestimmt wird. Daß zum wahren Menschen Religion gehört, daß die Religion der wesentlichste Faktor ist, ein Volk von Verkehrtheiten zu befreien, dafür geht ihm jegliches Verständnis ab, wie er andrerseits nicht sieht, daß im tiefsten Grunde sündige Selbstsucht und der von dem lebendigen Gott abgekehrte Sinn, der seinem Walten nicht trauen will, die von ihm beklagten und gegeißelten Mißstände verschuldet hat. Hier, an dem wichtigsten Punkte, thut sich in seinem „Evangelium“ eine völlige trostlose Oede auf. Zwar sind die von ihm geschilderten Gesellschaftstypen nicht alle religionslos, im Gegenteil manche wollen noch gute Katholiken sein — allerdings eben nicht die besten seiner Figuren. Die Männer thun sich auf ihre Religion Etwas zu gute, lassen sich aber im übrigen in ihrem wüsten Lebenswandel nicht stören. Die Frauen versuchen es, wenn sie in ihren geheimen Nöten von Pontius zu Pilatus gelaufen sind, schließlich mit glühenden Andachtsübungen zu irgend einer wirkungskräftigen Mutter Gottes. Die Meisten behandeln die Religion aber nur en simple élégance. — Derartig ist die Religionsübung, die Zola gesehen haben will und gewiß gesehen hat; sie erscheint ihm allerdings völlig nutzlos, ja schädlich für das Leben der Familie und des Volkes, und in seinen Zukunftsträumen sieht er schon den Tag kommen, wo das Volk sich zu einem freudigen Kultus des Lebens bekehrt haben wird: dann werden die Völker aufatmen und sich von diesem abscheulichen Alpdruck des Katholizismus, von dem sie sich schon zweimal, im fünfzehnten (Renaissance?) und im achtzehnten Jahrhundert, mit Gewalt zu befreien versuchten, losmachen“ (p. 746). Also auch ein Los von Rom-Rufer! — nur daß wir leider an ihm keine Freude haben können und auf ein Zusammengehen mit ihm verzichten müssen, der an Stelle des Katholizismus in religiöser Beziehung das reine Nichts setzen will.

So fehlt denn auch dem so angelegentlich in reizenden Farben geschilderten Familienleben der Froments in Chantebled jeder religiöse Hauch, und damit fehlt ihm für uns das Beste; ja das ganze Zukunftsbild verliert für uns so ziemlich alle Wahrscheinlichkeit, die wir eben überzeugt sind, daß zur Gesundung des Familienlebens, zur Erneuerung des Volkslebens die Religion, der frohe herzhafte Gottesglaube unentbehrlich ist. Von einer solchen Religion, die sich nicht als Prunkstück bloß en simple élégance behandeln läßt, sondern mit ihrem hehren Ernst das tägliche Leben durchdringt und heiligt und dem Menschen Lebensmut giebt, indem sie ihn zu Gott führt, scheint Zola Nichts zu wissen; jene Reaktion des sechzehnten Jahrhunderts gegen den Katholizismus scheint ihm unbekannt oder wohl eher völlig gleichgiltig zu sein. Aber eben wegen dieser vollkommenen Nichtachtung der Religion können wir ihm voraussagen: er wird mit dieser ganzen langen Predigt von der fécondité, die er anmaßend Evangelium nennt, keinen irgend bemerkenswerten Erfolg haben. Gerade hier kann man es mit Händen greifen: nur das vom Glauben an Gott erleuchtete Gewissen wird erkennen, daß es eine Sünde und unsittlich ist, das von Gott geschenkte Leben zu unterdrücken; nur der Glaube verleiht sieghaftes Vertrauen und Lebenszuversicht, weil er eben mit dem Gott rechnet, der, was er erschaffen hat, auch erhalten will; nur in der Religion, in die das Verständnis Jesu Christi die Völker hineinführt, liegen die heiligen Wurzeln für ein Familienleben voll Keuschheit, züchtiger Sitte und ausdauernder Treue.

Franz Albin

Fall Weingart — Schluß?

Es ist zu verstehen, daß Pastoren und andere Christen von der leidigen Sache genug haben und von weiterer Verhandlung darüber sich Nichts mehr versprechen. Ebenso, daß deshalb die Christliche Welt ihre Spalten für diese Angelegenheit vorläufig schließt. Beides kann ich nur bedauern, denn die Sache ist noch nicht erledigt, sie darf es nicht sein. Weder ist der Hergang selbst genügend klar gelegt, noch ist dieser Fall, als Symptom angesehen, so weit begriffen, daß die hier streitenden Kräfte bloß gelegt wären und dann die hiermit gestellte Aufgabe sicher erkannt werden könnte.

Der Hergang selbst ist augenblicklich sogar dunkler geworden, als er vor einigen Wochen schien.

Daß noch immer geradezu falsche Berichte umlaufen, kann nicht auffallen, wird auch nicht aufhören, so lange die Sache verhandelt wird. Wir werden die Behauptung nicht zum Schweigen bringen, daß Weingart die Auferstehung des Herrn geleugnet habe, mag seine Osterpredigt den auferstandenen Herrn noch so freudig bekannt haben. Alle die sich mit vollem Recht an den Worten stoßen: „Des Herrn müder Erdenleib ruhte sanft und friedlich dort im Grabe, Staub zu Staub,“ sollten die andern Worte der Predigt daneben stellen: „Wir lassen gerne die in Frieden und ihres Glaubens fröhlich leben,

die mit Thomas in wohlgemeintem fleischlichen Eifer erst ihre Finger in des Herrn Wundenmale legen wollen, ehe sie an seine Auferstehung glauben können, ihr Glaube soll uns heilig sein." Hätte statt des „wohlgemeinten fleischlichen Eifers" von diesen Gläubigen auch brüderlicher gesprochen werden können, so ist hiermit doch klar, daß Weingart die andere Anschauung gelten läßt und keineswegs seine „moderne" Anschauung als allein gültig hinstellte. Der Unterschied zwischen dem unveräußerlichen Osterglauben und den nicht bindenden Vorstellungsweisen ist also von Weingart in der Predigt selbst gemacht.

Weiter stellt sogar der Herausgeber dieses Blattes in seinem Schlußwort in Nr. 11 unter Erstens die Forderung: Weingart hätte sich mit dem Verweis erster Instanz zufrieden geben sollen. Das ist mindestens mißverständlich, denn Weingart hat sich damit zufrieden gegeben. Kam es nur auf ihn an, so wäre keine Verhandlung zweiter Instanz gefolgt. Von der Behörde, von dem Ankläger der ersten Instanz wurde „gehorsamst" Berufung eingelegt, dadurch war Weingart gezwungen, auch seinerseits Berufung einzulegen. Denn wenn die Behörde mit dem ersten Ergebnis nicht zufrieden war, so mußte Weingart daran liegen, auch bei der zweiten Verhandlung gehört zu werden. Daß er in seiner Berufung auf geringere Strafe antrug, ist Formsache. Nebenbei bemerkt, hat Weingart nicht „durch eine Indiskretion" erfahren, daß Berufung eingelegt sei, sondern durch offizielle Mitteilung seitens der Behörde.

Vor Allem aber, weshalb ist nun eigentlich Weingart seines Amtes enthoben? (Nicht entsetzt; der Unterschied ist sehr bedeutsam. In dem ersten Falle ist er anstellungsfähig geblieben, in dem andern nicht. Aber sogar Sulze schreibt: Die Amtsentsetzung Weingarts.) Alle Verhandlungen und auch Aeußerungen Weingarts ließen vordem nur den einen Grund erkennen, daß Weingart in der Auferstehungslehre gegen Bibel und Erkenntnis gelehrt habe. Auf der Synode hat Abt Uhlhorn kurz und bündig erklärt, das sei nicht der Grund, sondern die Aussage Weingarts, daß er theologische Meinungen gegen die Bekenntnisschriften geltend machen dürfe. Daraus, daß Weingart mit dieser Aussage erst im zweiten Verfahren aufgetreten sei, erkläre sich der Unterschied zwischen dem Urteil erster und zweiter Instanz. Also für seine anfechtbare Auferstehungslehre ein Verweis, aber Amtsenthebung wegen dieser Behauptung. Von hier aus ist die gegen drei Stimmen von der Synode beschlossene Resolution zu beurteilen, daß Männer, die in offenkundigem und grundsätzlichem Zwiespalt mit dem lutherischen Bekenntnis stehen, vom Lehramt ferngehalten oder aus demselben entfernt werden müssen. Nach Uhlhorns Erklärung paßte das vollkommen auf Weingart. Sehr bald nach der Urteilsfällung tauchte gerüchtweise auf, Weingart habe sich so geäußert. Darüber befragt, erklärte er das für ein Märchen. Aus der Urteilsbegründung kann man diesen Grund herauslesen; so klar ist er dort aber nicht gegeben, daß man ihm seine in diesem Falle entscheidende Bedeutung anmerken könnte. Auf Uhlhorns Erklärung in der Synode hat Weingart und sein Anwalt in öffentlichen Blättern geantwortet, das sei eine objektive Unwahrheit!

So steht heute die Sache.

Also Weingart ist verurteilt eines Satzes wegen, von dem er bestimmt behauptet, ihn nicht ausgesprochen zu haben!

Selbstverständlich ist der Gerichtshof der Meinung, Weingart habe sich so geäußert, ebenso selbstverständlich, daß Weingart die Ueberzeugung hat, das nicht gesagt zu haben. Hier müßte der Wortlaut dessen doch festgestellt werden, was Weingart gesagt hat, und müßte der Sinn seiner Worte klar erwiesen sein, was er gemeint hat. Dann aber würde sich ein merkwürdiges Ergebnis herausstellen, nämlich, daß Weingart das gar nicht gemeint haben kann, was ihm zur Last gelegt wird. Unter allen für Hannover in Frage kommenden Theologien giebt es keine einzige, die sich mit Bewußtsein gegen die Bekenntnisschriften richtete. Die Auffassungen von den Bekenntnissen mögen noch so verschieden sein, man verficht in Göttingen und Jena so gut wie in Erlangen und in Rostock mit Eifer seine Bekenntnistreue.

Die Aussage Weingarts steht nicht fest; Weingart selbst bestreitet sie nachdrücklich; so wie die Richter sie verstanden haben wollen, ist sie eine Unmöglichkeit in sich selbst. Ja es muß sogar die Frage aufgeworfen werden, ob dieses zweite Vergehen Weingarts von dem einer andern Sache wegen versammelten Gerichtshof abgeurteilt werden durfte, und nicht vielmehr ein neues Verfahren eingeleitet werden mußte mit Vorverhandlung, Anklage usw. Jedenfalls wäre dann nicht diese eigentümliche Lage geschaffen, daß Weingart gelegentlich und viel später erfahren hat, weshalb er seines Amtes enthoben ist, und diese Beschuldigung als „objektive Unwahrheit" zurückweisen konnte. Daß nun aber gar diese Erwiderung Weingarts das Letzte in der Sache sein soll, halte ich für gänzlich unmöglich. Wie steht nun das ganze Verfahren da? Einer unserer Freunde hatte hiernach guten Grund zu sagen, die Amtsenthebung Weingarts ist die Folge eines Mißverständnisses. Natürlich eines Mißverständnisses, das nicht zufällig ist, sondern seinen Grund hat in der Unfähigkeit oder Unwilligkeit der einen Partei, die andere zu verstehen. Mag Weingart sich genau so ausgedrückt haben, wie die Richter sagen, so beweist sein jetziger Widerspruch, daß er die ihm zugeschobne Meinung nicht hat. Er will nicht gegen die Bekenntnisse lehren, und deshalb doch nur, nicht etwa, weil er sich einmal mißverständlich so geäußert hat, könnte das Urteil erfolgen.

Die Sache bedarf durchaus der Aufklärung, ganz davon zu schweigen, wie unerträglich es ist, daß eine solche Erklärung Uhlhorns, die er nicht als Privatperson gemacht hat, für eine objektive Unwahrheit erklärt wird, und Nichts weiter geschieht.

Bei dieser Sachlage ist es noch nicht möglich, den Fall in seiner symptomatischen Bedeutung zu erfassen. Die Formel des Herausgebers dieses Blattes: **Evangelium contra jus**, ist unbedingt nötig zum Verständnis des Vorfalles, aber die Sache geht in diese Formel nicht ohne Rest auf. Auf der einen Seite steht leider nicht blos das Evangelium und auf der andern auch nicht nur das jus. Die Rechtshandhabung tritt doch auf als das Werkzeug. Dies aber wird geführt von einer kirchlichen Richtung, von der Orthodoxie.

Denkbar wäre, daß eine liberale Richtung sich derselben Rechtswaffe im entgegengesetzten Sinn bediente (gewissermaßen orthodox würde), und die Gegner mit dem Buchstaben des Bekenntnisses verurteilte. Schwer wäre das nicht.

Der Gerichtshof bestand aus Juristen und aus orthodoxen Theologen. Diese werden die Materie besorgt haben und jene die formelle Ausführung. So stehen sich in der That im Verurteilten und seinem Gerichtshof zwei theologische oder kirchliche Richtungen gegenüber. Leider kann auch Weingart hier nicht nur als Vertreter des Evangeliums angesehen werden. Er hat seine Theologie vertreten, und hatte dazu ein Recht, weil die angegriffen wurde. Die Reibungsfläche ist also der Widerstreit zweier theologischen Richtungen, und Sulzes Forderung trifft genau zu: unser kirchliches Leben, die Gemeinde, muß verschont bleiben vom theologischen Kampf. In diesem Gerichtshof haben wir nicht eine über dem theologischen Kampfe stehende Korporation vor uns gehabt, sondern die Vertretung einer Kirchenpartei, und ihr Urteil war der Machtspruch dieser Richtung über die gegnerische. Giebt man auch eine Verfehlung Weingarts zu, so muß man doch vorziehen, lieber mit Weingart gefehlt zu haben und so verurteilt zu sein, als mit seinen Richtern in ihrem „Rechte" zu sitzen und so geurteilt zu haben.

Aufgabe darnach wäre, der herrschenden theologischen Richtung gegenüber die Gleichberechtigung unserer Theologie durchzusetzen, die dann ihren Vorzug praktisch zu beweisen hat, vor Allem aber die Geltung des Evangeliums und des Glaubens daran frei zu ringen von dem Machtspruche jeder Richtung.

Zur Bestätigung mag schließlich noch darauf hingewiesen werden, daß nicht die Behörde hier geurteilt hat. Die Anmerkung in der Christlichen Welt Nr. 10 Sp. 234: Davon, daß nach Luther „eine christliche Versammlung oder Gemeine das Recht oder Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen," nicht aber ein Konsistorium

wider Willen der Gemeine, davon wissen diese Lutheraner auch nichts mehr, — trifft zwar insofern zu, als die Gemeinde Weingarts sich in ihrem Rechte verkürzt fühlen darf. Nicht aber kann man sagen, daß hier nur die staatliche Kirchenbehörde gesprochen hätte. Denn die Hälfte der Richter, den Vorsitzenden abgerechnet, stellte der Synodalausschuß, der als Vertretung der Gemeinde wenigstens formell zu gelten hat und thatsächlich aus indirekten Wahlen aller Gemeindeglieder hervorgegangen ist. Weil aber an den kirchlichen Wahlen vorwiegend sich die orthodoxe Partei beteiligt, die sich deshalb auch mit einem gewissen Rechte die „kirchliche" nennt, so hat der Ausschuß als letztes Resultat dieser Wahlen einen reinen Parteicharakter gehabt. Daß damit nicht der Vorwurf persönlicher Parteilichkeit ausgesprochen wird, ist wohl selbstverständlich. Diese Richter konnten gar nicht anders urteilen. Ich bin aber der festen Ueberzeugung, daß, wenn auch nur Ein Mann wie Abt D. Schultz im Ausschuß und somit im Richterkolleg gesessen hätte, die Sache einen andern Verlauf genommen haben würde. Adolf Chappuzeau

Verschiedenes

Der Kampf um die Unsittlichkeit. Der Gesetzentwurf, der den Namen des Zuhälters und Totschlägers Heinze trägt, scheint verloren. Die Schuld daran trägt die Regierung. Denn indem sie die Strafbestimmungen wider Mißbrauch der Herrengewalt und Verführung Jugendlicher, die dem moralischen Empfinden ebenso der Reichstagsmehrheit wie der ungeheuren Mehrheit des Volkes entsprachen, aus unverständlichen Gründen verwarf, besaß sie nicht mehr die Autorität, um den Kampf für die übrigen Gesetzesvorschläge wirksam zu führen. Schwierig war unter allen Umständen der Kunst- und Theaterparagraph. Es ist zwar leicht, die Notwendigkeit ernster Aufsicht auf diesem Gebiete durch Beispiele verabscheuenswerter Vorkommnisse zu befürworten. Denn was vorkommt, ist unerträglich und in seinen bösen Wirkungen unübersehbar. Aber es liegt in der Natur dieser besondern Sphäre der Sittlichkeit, daß hier vornehmlich die moralische Stärke der Person sich bewähren muß. Eben in unsern Tagen ist die Art, wie gleich-sittliche Menschen zu den natürlichen Dingen sich verhalten, eine sehr verschiedene. Gerade auch im Punkte der Kindererziehung fragt es sich sehr, ob die Erhaltung in Unbekanntschaft die richtige Methode ist, den heranwachsenden Knaben und das heranwachsende Mädchen mit der rechten Widerstandsfähigkeit gegen die Versuchung auszurüsten. Der enorme Menschenverkehr, der Stadt und Land fortwährend durch einander schüttelt, längere Unberührtheit mit Leichtsinn und Schande nur besonders begünstigten Ausnahmeexistenzen gestattet, wird mit der Zeit die Erziehung zwingen, hierin andre Wege einzuschlagen als die von den Vätern her gewohnten.

Der Versuch, durch Polizeifürsorge wenigstens das An den Tag Kommen der Unsittlichkeit einzuschränken, ist an sich ja gewiß zu begrüßen. Ich würde trotz der vorgebrachten Bedenken für die genannten Paragraphen gestimmt haben. Gewisse Frechheiten des Lasters würden doch davon betroffen. Genauer zugesehn ist es das Reichsgericht mit seiner hyperfeinen Unterscheidung von „unzüchtig" und „schamlos," das einen in die Zwangslage dieser Entschließung drängt. Aber die Bedenken blieben mir doch. Ich könnte mir z. B. denken, daß Zensoren und Polizeibeamte das heut in unserm Blatte besprochene Buch Zolas in der Fensterauslage des Buchladens beanstanden würden. Dabei ist es ein in besonderem Sinne moralisches, hochmoralisches Werk. Ich möchte es noch um eine Linie ernster nehmen als der Verfasser unsers Aufsatzes. Es ist gewiß eine Utopie, im litterarischen und ethischen Sinne. Aber die Unvermeidlichkeit und Unerschöpflichkeit, mit der dieser Apostel einer zerfressenen Gesellschaft sein Evangelium predigt, hat etwas Ergreifendes und ist gerade von unserm evangelischen Standpunkt des größten Interesses wert. Aber den Erfolg, den buchhändlerischen, des Buches, rechne ich dennoch nicht seiner moralischen Tendenz zu, sondern auch den unsittlichen Erwartungen, mit denen man es begrüßte. In der That, wer Zola liest, thut es auf seine Gefahr. Nur sehe ich keine Instanz, die imstande wäre, das Individuum vor solcher Gefahr zu schützen. Der sittliche Halt, der uns fähig macht, von solchen Büchern eine reine, reinigende und erhebende Wirkung zu erfahren statt des Gegenteils, muß eben in uns liegen.

Wie nun aber der Kampf um das Gesetz im Reichstag und draußen geführt worden ist, bot er dem evangelischen Theologen ein schmerzliches Schauspiel. Auf der einen Seite die katholische Moral, mit ihrer Flucht vor dem Nackten, mit ihrem ganzen Unverständnis moderner Kunst, deren Auswüchse doch nur die Kehrseite eines berechtigten Ringens sind. Auf der andern Seite viel öder, frecher Naturalismus, der von Treue und Glauben schwätzte und Nichts weiter als die blanke Zügellosigkeit wollte. Diese beiden Extreme führten vor der Oeffentlichkeit das Wort. Bezeichnend für die Lage war, daß in München die Geister am schärfsten auf einander platzten. Wenn nun das Gesetz scheitert, so geschieht es, weil diese beiden Mächte das, was unser Volk braucht, ihm nicht geben konnten und der dritte Faktor im Tosen der Leidenschaft so gut wie ausgeschaltet war. Denn auch die guten Protestanten im Reichstag haben nicht vermocht, eine wahrhaft protestantische Meinung in Sachen der Schaukunst und des Schauspiels, des Nackten und des Natürlichen zur Geltung zu bringen. Nur in den Kundgebungen einzelner hervorragender Künstler klingt Etwas davon an, viel zu gut für den Chor der entrüsteten Gegner des Gesetzes; aber auch zu schwach, um auf die besorgten Freunde einer besseren öffentlichen Moral einzuwirken, vollends zu schwach, um der Regierung einen Ausweg zu zeigen. So scheitert das Gesetz schließlich an der konfessionellen Lage: die Ueberspanntheit der katholischen Moral will sich unser Volk nicht gefallen lassen, und ein gesunder protestantischer Standpunkt ist nicht in der nötigen Klarheit und Stärke vorhanden, um bestimmend zu wirken. Geht doch die protestantische Ethik und Pädagogik um diese Dinge meistens herum wie die Katze um den heißen Brei. So ist der Verlauf dieses ganzen langjährigen gesetzgeberischen Versuchs für unser Volk und für unsre Kirche ein höchst beschämender. R

Die Jahrhundertfeier der Akademie der Wissenschaften in Berlin brachte unsrer von rechts und links viel angefochtenen theologischen Wissenschaft einen nicht gering anzuschlagenden Triumph. Daß Professor Harnack nicht nur die Geschichte der Akademie zu schreiben den Auftrag erhielt, sondern auch vor dieser auserwählten Vertretung nationaler und internationaler Wissenschaft die Festrede zu halten hatte, ehrt nicht nur seine Person, sondern die theologische Wissenschaft, zu der er auch als Historiker sich allezeit treu bekannt hat. Die einfache Thatsache, daß ein Theologe in diesem Augenblick an diesem Platze stand, muß uns ermutigen, die wissenschaftliche Arbeit, die als solche der Frömmigkeit zu dienen sich zum besondern Ziel gesetzt hat, ohne Scheu und Sorge hochzuhalten. Sie wird trotz dem Mißtrauen einer unfreien Kirchlichkeit und trotz der Geringschätzung moderner Gassenweisheit ihren Stand im geistigen Leben unsers Volkes behaupten, wenn sie in Beidem, in der Wahrhaftigkeit und in der Frömmigkeit, treu und lauter bleibt. R

Die Leitung der Täglichen Rundschau spricht uns ihr Bedauern darüber aus, daß wir in Nr. 12 eine Zuschrift frei haben passieren lassen, die dem Blatte schuldgiebt, es habe den durch Haeckels Welträtsel heraufbeschworenen Streit „sorgfältig verschwiegen." Sie vermißt einen redaktionellen Hinweis darauf, daß Superintendent D. Braasch in Jena in ihrer Nr. 57 vom 2. März über „Ernst Haeckel und Saladin" einen Artikel veröffentlicht hat. Ich dürfte erwidern, daß der Artikel mir nicht zu Gesicht gekommen war und ich also nicht auf ihn hinweisen konnte. Aber es hat auch weder mich noch unsre Leser interessieren könne, was die Tägliche Rundschau am 2. März über Haeckel-Saladin schreibt. Denn inzwischen war leider die Loofssche Broschüre nötig geworden! Was wir von der Täglichen Rundschau erwarten konnten, war, daß sie von der Angelegenheit viel früher Kenntnis nahm. Unter dem 9. November ist Loofs' offener Brief an Haeckel in unsrer Nr. 45 erschienen. Die Tägliche Rundschau hat sich im Laufe dieser vier Monaten öfters mit der Christlichen Welt beschäftigt, und wir können also nicht annehmen, daß jener offene Brief ihr unbekannt geblieben ist. Aber sie fand dafür kein Interesse. Und noch am 2. März ist sie im stande, in ihrer redaktionellen Anmerkung zu schreiben, das Werk Haeckels habe „in theologischen Fachkreisen starken Widerspruch erfahren."

Und: „Es kann nicht unsre Aufgabe sein, über diesen Meinungskampf, der sich in den Spalten der Fachblätter abspielt, an dieser Stelle ausführlich zu berichten."

Diese Haltung ist nicht viel besser als das bis dahin geübte Verschweigen. Und es ist auch gar nicht wahr, daß sich in den Spalten der Fachblätter Etwas abgespielt hätte. Wo denn? Für die Fachblätter, theologische oder naturwissenschaftliche, ist dieser Handel, wie wir in Nr. 12 ausdrücklich hervorhoben, wirklich Nichts. Aber für unsre Tagespresse ist er Etwas, wenn sie Sinn für Wahrheit und Recht hat. Insbesondre für die Tägliche Rundschau ist der Fall wie gemacht. Sie hat ein erfreuliches Interesse an evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten und religiösen Fragen bewiesen. Da bleibt es zu verwundern, daß sogar sie vier Monate lang zu dieser Affäre schwieg. Und fast noch mehr zu verwundern ist es, daß sie noch heute in ihrer Zuschrift an uns Wert auf die Erklärung legt, sie habe „Stimmen aus beiden Lagern zu Worte kommen lassen." Es giebt Vorkommnisse, da ist mit den „Stimmen aus beiden Lagern" für ein charaktervolles Blatt nicht genug gethan. Zu denen gehört die Sache Loofs contra Haeckel. Da gilt es den Schutz der schlichten, blanken Wahrheit, und da tritt die Losung in Kraft: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich." R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag (nicht Dienstag!) den 2. April nachmittags 4½ (nicht 5) Uhr: Wie läßt sich im Unterricht die Wahrheit vermitteln, daß das Christentum ein gegenwärtiges Leben ist?

Magdeburg. Mittwoch 18. April nachmittags 3 Uhr bei Wutke: Glaube und Sittlichkeit.

Evangelische Vereinigung Nassaus, Jahres-Versammlung. Mittwoch 18. April Vorm. 11 Uhr Limburg Lahn. 1. Vortrag; Herr Lic. Dr. Preuschen: Piatismus und Aufklärung. 2. Vortrag; Herr Professor Meyer Bonn: der Glaube an die Auferstehung Christi in der ältesten Gemeinde. Gäste sind willkommen.

Theologischer Ferienkursus

Mittwoch, Donnerstag, Freitag der Osterwoche
18. bis 20. April 1900
in Berlin
Hörsaal Nr. 41 der Universität

Professor D. Harnack: Die 7 Sendschreiben der Offenbarung Johannis — 6stündig: 18. 3—5, 19. 11—1, 20. 9—11.

Professor Lic. Gunkel: Die charakteristischen Formen der prophetischen Rede im Alten Testament — 6stündig: 18. 5—7, 19. 9—11, 20. 11—1

Diskussion den 19. abends 6

Eintrittskarten zu 3 Mk. vom 10. April an durch Professor Dr. Seckt SW, Hallesches Ufer 25, auch am 18. April am Eingang zum Hörsaal.

Der Vorstand der Kirchlich-Theologischen Konferenz für die Provinz Brandenburg

---

Evangelische Konferenz in Schlesien

Jahres-Versammlung

Montag, den 23. April, Vorm. 1/2 10 Uhr in **Liegnitz** (Schießhaus)

Vortrag des Herrn Pfarrer D. **M. Rade** aus **Marburg:** „Reine Lehre eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts" (mit folgender Diskussion). — Gäste sind willkommen

---

Marie Schiele
Adolf Delius
Pastor
Verlobte
Arosa (Graubünden),
März 1900

Welche Familie übernimmt ganz **bis zur Konfirmation** einen verlassenen, 9 jähr., gutgearteten **Knaben** gegen einmalige Entschädigung von 3—4000 M.? Anerbieten an D. **Rade**

In **Bonn a. Rhein** ist eine wunderschön möblierte Villa, herrlich eingerichtet, 2 große Salons, 12 schöne Zimmer, Bäder, alle Bequemlichkeiten der Neuzeit, Gas, elektr. Licht, Garten, Balkons, Veranda, zu vermieten oder zu verkaufen.

Frau Volckart
Poppelsdorfer Allee 41

Gesunder Knabe

von 2 1/2 Jahren sucht ein Heim bei guten Menschen ohne Entgelt. Naheres durch Lehrer **Warnecke,** Finkenwärder-Hamburg

---

Lippstadt Realgymn. u. Realschule

Reformanstalt, II. fak. Griechisch. (220 Schüler)
Mildes Klima, freundl. Verhältnisse, gute Pens., sorgf. Aufsicht.
Zeitige Anmeld. bis 4./4. erb., später schr.; Prüfung 25. April

---

Chronik der Christlichen Welt

10 Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B. und Leipzig.

Nr. 10. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Berufung des Professor König nach Bonn; Schicksal eines sozialen Pastors (Lic. Hillmann); Über den Evangelischen Kirchenbund; Zwei Worte der Verständigung aus dem Lager der Gemeinschaftsleute — Evangelische im Auslande: Aus Belgien — Vermischte Nachrichten (Entscheidung und Beurteilung des Falles Weingart; Neubesetzung der Steinmeyerschen Professur; Ein Lutheraner über Evangelisation und soziale Frage; Prospekt zu den katholischen Forschungen zur Dogmengeschichte; Neue deutsche evangelische Gemeinde in Florenz; Berichtigung)

Nr. 11. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Der Ausgang des Falles Weingart; Aus Hamburg — Verschiedenes: Preßstimmen aus England; Altkatholisches aus Deutschösterreich; Vermischte Nachrichten (Erklärung rheinischer Geistlichen; Harnack Ehrenphilister des Wingolf; Anerkennung für Hillmann; Aus andern Blättern; Brandenburgischer Ferienkursus — Personalien — Anzeigen

Nr. 12. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Was ist die lutherische Kirche? Die Zukunft des Wittenberger Seminars; Aus Schleswig-Holstein. Möllner Konferenz; Zum Fall Hillmann; Evangelisation (Apologetische Vorträge in Heilbronn) — Verschiedenes: Der christliche Orient (herausg. v. Lepsius); Anti-Häckeliana; Vermischte Nachrichten (Rheinische Erklärung; Landtagsverhandlungen) — Personalien — Anzeigen

Hoffmannsches Institut in Darmstadt

Höhere Mädchenschule und Pensionat

Zu Ostern 1900 eröffne ich neue Fortbildungskurse in Erziehungskunde, Volks- und Hauswirtschaftslehre und Gesundheitslehre, alle verbunden mit praktischen Uebungen. Die alten Kurse für Deutsch, fremde Sprachen, Weißzeugnähen, Kunstgeschichte u. Zeichnen bleiben bestehen. Pensionspreis 1000 M., für Pfarrtöchter Ermäßigung. Alles Nähere durch **C. v. Szczepanski,** staatlich geprüfte Schulvorsteherin.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

Pension Friedland

Lauffen a. Neckar

Haushaltungspensionat f. junge Mädchen; sehr empfohlen. Eintritt jederzeit. Man verlange Prospekte

---

Deutsche Kolonialschule Wilhelmshof

Witzenhausen a. d. Werra

Beste Vorbereitung für junge Männer von 17 bis 25 Jahren, welche über See einen Beruf als Landwirte, Wein- und Obstbauern, Pflanzungsbeamte u. s. w. suchen

---

Knabeninstitut. Château de Vidy. 1/2 Std. v. **Lausanne.** Von 15 Jahren aufwärts. Hauptziel: die modernen Sprachen, Französisch und Englisch, durch Fachlehrer. Auch für Teilnehmer an den Ferienkursen der Universität (Mitte Juli bis Ende August) geeignet. Mäßige Preise. Referenzen bei einem Mitarbeiter dieses Blattes durch den Herausgeber. Prospekte gratis und franko.

Pfr. Prof. **Christen**

Pension in Bonn a. Rh. für Sommergäste oder auf länger in schönster Lage der Stadt. Behagliches Heim; Anschluß, wenn erwünscht; beste Gelegenheit zu Ausflügen ins Siebengebirge. — Stärkende Luft, ausgezeichnete Aerzte, Conzerte, Vorträge, alle Bildungsmittel machen Bonn zu einem gesuchten Aufenthaltsort. — Vorzügliche Referenzen durch Pf. Rade, Marburg

---

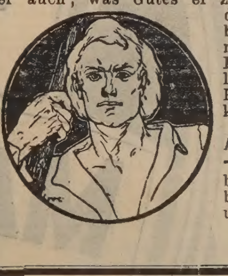
Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten. Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, Deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B. u. Leipzig

Die messianischen Weissagungen

des

israelitisch-jüdischen Volkes bis zu den Targumim

Zweiter Teil:

Die

alttestamentlichen Citate

und

Reminiscenzen

im Neuen Testamente

von

Dr. phil. Eugen Hühn

Pfarrer in Heilingen

gr. 8. 1900. M. 6 —.

Prof. D. Warneck: Missionsstunden

I. Band: **Die Mission im Lichte der Bibel.** 4. verm. Aufl. 4,20 M., geb. 5,20 M. II. Band. **Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte.** 1. Abteil.: **Afrika und die Südsee.** 4. Aufl. 5. M., geb. 6. M. 2. Abtl.: **Asien und Amerika.** Von D. Grundemann. 3. Aufl. 4,20 M., geb. 5,20 M.
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die Hilfe

national-soziale Wochenschrift

Die Hilfe ist die gelesenste und beachtetste politische Wochensch. Deutschl.

Die Hilfe erscheint jeden Sonnabend, 16 S. stark.

Die Hilfe bringt nur Originalbeiträge zu Politik, Sozialpolitik, Litteratur, Theater, Unterhaltung.

Die Hilfe kostet vierteljährlich nur M. 1,50 bei allen Postämtern u. Buchhandlungen.

Die Hilfe versendet durch ihre Geschäftsstelle in Berlin-Schöneberg jederzeit gerne Probenummern

umsonst

Bei **Ernst Ackermann** Großh. Hofbuchh. in **Konstanz** ist erschienen und durch alle Buchh. zu beziehen

Sursum corda

Ein Trostbüchlein von

Wilh. Schirmer

2. Aufl. Eleg. cart. m. Goldschn. 1 M. 20 Pfg.

Wenn je ein Herz in stiller Stunde sich sammeln oder in Leid Trost suchen will, findet es gewiß kein besseres Buch.

Für jede Gelegenheit, daher ein passendes Geschenkwerkchen.

Soeben erschien:

Antiquariats-Katalog XXXIV Theologie

Zusendung gratis und franco

Hugo Rothers Buchh. (Martin Warneck) **Berlin W. 9** Linkstr. 4

Ein unschätzbarer Schatz für Alle, die nach dem Besten streben, ist das neu erschienene allseitig aufs Beste empfohlne Juwelenbuch: **„Vom Guten das Beste"** über das Wichtigste und Wissensnötigste für Jedermann. 178 S. 8⁰ fr. 1,15 M. Einsdg. Nachn. 1,35 M. **Ferd. Otto,** Weimar

---

Was willst Du werden?

Ratgeber bei der Berufswahl

Der Musikalienhändler

→ Preis 50 Pfg. ←

Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

Beliebteste Sorten:

F. Familien-Thee	M. 2.50
F. Congo	„ 3—
F. F. Familien-Thee	„ 3.50
F. F. Souchong	„ 4—

Postsdg. v. M. 10 — an „Franco"

Ronnefeldt, Frankfurt a/M. Zeil 33.

Lebensversicherungs- & Ersparniss-Bank

→ **in Stuttgart** ←

Alle Ueberschüsse den Versicherten

Versicherungs-Bestand	Bankvermögen	darunter Extra-Reserven
578 Millionen Mark	171 Millionen Mark	27 Millionen Mark

Den sich versichernden Herren Geistlichen werden besondere Vergünstigungen gewährt.

Töchterpensionat u. Haushaltungsschule

I. Ranges

Villa Mont-Choisi Neuchâtel (Franz. Schweiz)

Programm: Erlernung der französischen Sprache; Einführung in den Haushalt und in die bürgerliche und feinere Küche. — Komfortabel eingerichtetes Haus, umgeben von grossem, schattigem Garten. Prachtvolle Lage am See mit Aussicht auf die Alpen. Pensionspreis 1300 bis 1400 frs. per Jahr, je nach Zimmer. — Prospektus und Referenzen stehen zu Diensten.

Pianinos v. Mk. 400.— an.

Harmoniums

von Mk. 80.— an.

Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco.**

Wilh. Rudolph i. Giessen

Engelswerk

C. W. Engels

in **Foche 31,** b. Solingen.

Grösste Stahlwarenfabrik mit Versand an Private.

Preisliste (640 Seiten) umsonst und portofrei!

Tropon hat den fünffachen Nährwerth von Fleisch.

TROPON

schafft

MARK UND KRAFT.

Troponwerke Mülheim - Rhein.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage von Dr. Roos, Frankfurt a. M., Citrophen betreffend